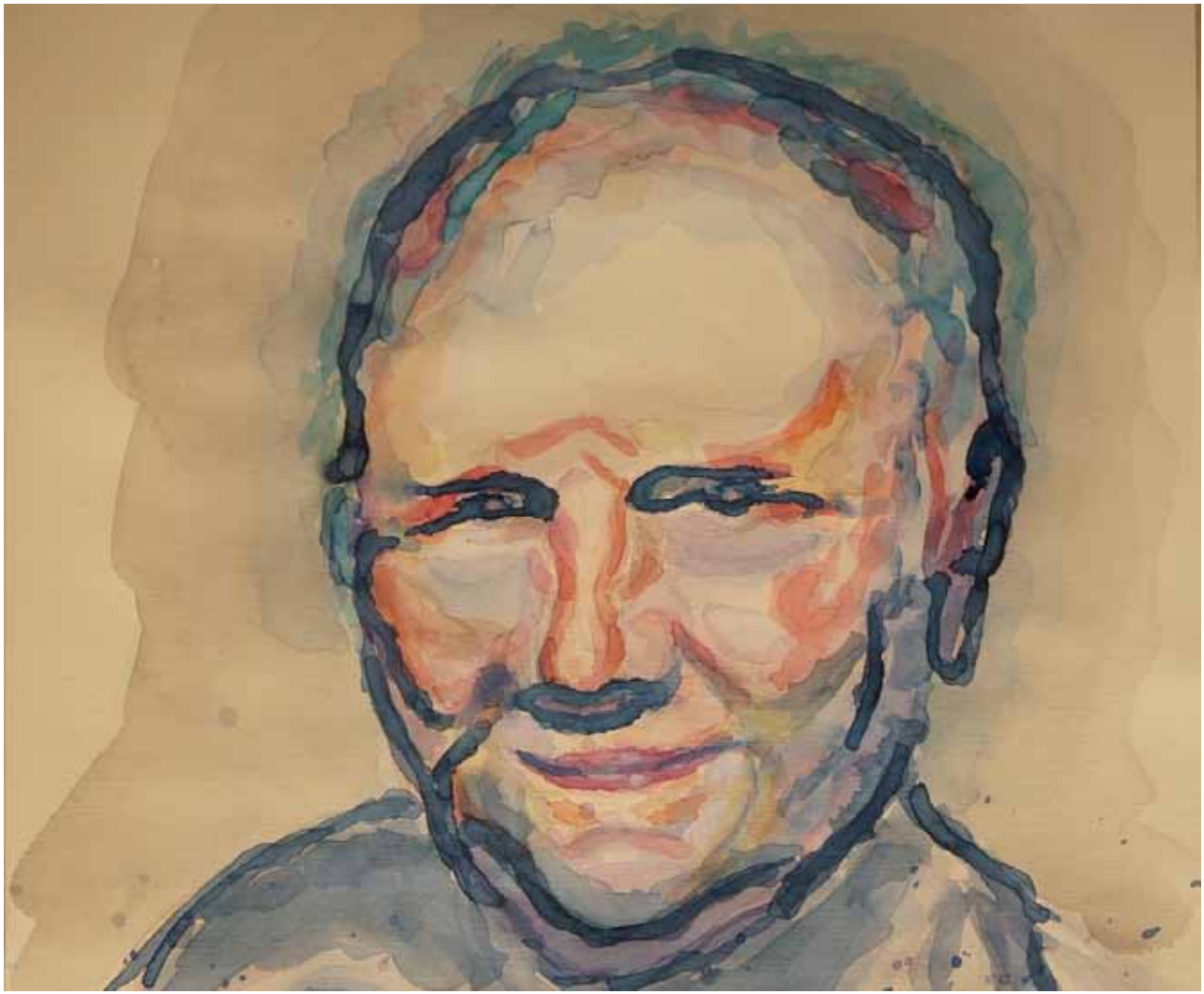
„Nu is jenuch“



Erinnerungen · Heinz Maraun

„Nu is jenuch“

Erinnerungen:

Das alles war ich, bin ich.

Heinz Maraun

Erstes Vorwort

Heute, kurz vor meinem 76. Geburtstag, will ich endlich anfangen, über das eigene Leben und das meiner Familie zu schreiben, vielleicht gelingt mir eine aufrichtige Würdigung des Lebens meiner Eltern: ein Erinnerungsbuch zu schreiben und darin die Bedeutung eines anderen Menschen zu erkennen, was sonst unbemerkt bliebe.

Wenn wir erwachsen sind, glauben die meisten von uns, alles über die eigenen Eltern und andere Familienmitglieder zu wissen. Aber gerade ich als Kriegskind bin mit Schweigen, Vergessen, Vertuschung und Beschwichtigungen aufgewachsen.

Aufarbeiten – warum, weshalb, wieso? Und wie? Mir liegt am Herzen, auch an Zeitgeschichtliches zu erinnern:
Vor dem 2. Weltkrieg – Nachkriegsdeutschland.

Die Stunde null, Luftbrücke, Trümmerfrauen, Erinnerungskultur der Eltern. Persönliches Erleben nacherzählt. Nicht chronologisch angelegte Vollständigkeit strebe ich an, eher Lebensgeschichten, die szenisch lückenhaft und sicher auch unvollständig bleiben.

Schon die Ankündigung, ein Buch schreiben zu wollen, löste bei nahen Verwandten Unbehagen aus. Dabei erhoffe ich mir, gerade von ihnen in der Rückschau lebendige Erinnerungen zu erfahren.

Für wen will ich schreiben? Für meine Söhne, Enkel Nuno! In erster Linie doch wohl für mich selbst. Arbeitstitel: „Nu is jenuch“, ein beliebter Ausspruch meiner Mutter im Berliner Dialekt.

Zweites Vorwort

Jetzt trägt es Früchte, frühzeitig an den Erinnerungen der Zukunft gearbeitet zu haben. Denn was Zukunft war, ist jetzt Gegenwart, und was Gegenwart war, ist jetzt Vergangenheit.

Nicht ohne Stolz denke ich an Unternehmungen zurück, die sehr gewagt waren und gut gingen. Sie überstrahlen andere, die kläglich scheiterten: Das alles war ich, bin ich. Aber ist das auch alles wahr?

Jede Erinnerung kramt Vergangenheit hervor. Erinnern an die vielen Lebensgeschichten kann auch „erfinderisch“ machen. Ich will den roten Faden nicht verlieren und dem Ganzen einen Sinn geben.

Verdrängtes, was auf der Seele lastet, könnte zum Vorschein kommen. Ich möchte Geschichten auspacken, die anderen nicht geläufig sind. Vorausgesetzt, es interessiert! Ehrlich, niemand wartet auf mein Buch! Ich aber habe jeden Tag ein kleines Erfolgserlebnis, wenn ich mein gelungenes Leben Revue passieren lasse. 23.11.18 auf der Fahrt nach Köln.

Schlechter Start

Im Kriegsjahr 1941, am 2. Mai, einem Freitag, wurde ich in der protestantisch geführten Adolf-Stöcker-Stiftung in der Parkstraße in Berlin-Weißensee von meiner Mutter entbunden und etwas später auf den Namen Heinz Dieter getauft. Meine Mutter Lisa, noch 25 Jahre jung, war, wie sie später erzählte, stark gefordert, die Geburt kompliziert, mein Leben hing am „seidenen Faden". Ich litt unter einem sogenannten Magenpförtnerkrampf. Die Ärzte hatten mir wenig Überlebenschancen gegeben, sie hat mich aber mit gekochter Kalbs-Milch »gerettet«, so meine Mutter Jahre später.

Weihnachten 1941 sah ich schon wohlgenährt aus. Dafür bin ich ihr bis heute dankbar.

Frühe Erinnerungen:

Berlin-Schöneberg, Froben Straße 16, wo die Großeltern Hedwig und Karl Franke im 1. Stock eine sehr schöne Wohnung hatten, ein herrlich großes Wohnzimmer mit wunderbaren Mahagoni-Möbeln. An einem langen Tisch saß meine Großmutter Hedwig und rauchte geräuschvoll, vor ihr stand eine blaue Kaffeekanne, vielleicht Meißner Porzellan. Sie war sehr pingelig, besonders, was ihre Perser-Teppiche anbetraf, ständig hantierte sie mit einem Fransenkamm.

Opa Karl, ein großartiger, kluger Metzgermeister, 47 Jahre alt, oft prämiert für seine hervorragende Wurstherstellung, hatte Zeit für mich. Er formte zu meiner großen Freude aus Salzteig Tiere.

Mit uns lebte im hinteren Teil der Wohnung meine Urgroßmutter Bertha Hoppe, die Mutter von Hedwig. Es war immer sehr lustig für mich, wenn Opa Karl seine Schwiegermutter neckte, indem er nach ihr rief: „Bertchen". Wenn sie kam, hatten wir uns versteckt.

Etwas später, auch daran erinnere ich mich noch lebhaft, wohnte Tante Grete aus Magdeburg, geborene Hoppe, verheiratete Schulle, also die Schwester von Hedwig, und ihre Tochter Ursula, damals 17 Jahre alt, bei meinen Großeltern. Ihr Mann Gustav, Architekt und Maler, war im Krieg. Wenn Tante Grete mich fütterte, nahm sie den Löffel mit warmem Pudding, um ihn abzukühlen, erst in ihren Mund. Das mochte ich damals, als Dreijähriger, überhaupt nicht, machte eine Schnute, so meine Mutter.

Gern erzählte sie auch, dass ich in dieser Zeit absolut nicht sauber war, mir permanent in die Hosen machte und es immer auf meine 4 Jahre ältere Schwester Bärbel schob: „Das war ich nicht, das war Babel".

Während des Krieges, es muss im Sommer 1943 gewesen sein, so Schwester Bärbel, hielten wir uns für einige Zeit in Ahlbeck, Halbinsel Usedom, auf. Wir wohnten bei Frau Kluge, Hebamme und jüdischen Glaubens, in ihrem schönen Haus strandnah – aus heutiger Sicht ungewöhnlich, aber man brauchte sie wohl dringen. Ihre Tochter, die unsere Mutter kannte, hatte den Kontakt hergestellt. Aus dieser Zeit existieren ein paar nette Fotos. (Bilder Seite 5)

- Lisa und Kinder
- Mutter mit uns
- Im Strandkorb, Ahlbeck 1944
- Mit Opa Schwabes Jagdhund in Märzwiese

- Einschulung am 1.9.1947 in die Volksschule Winterfeldstraße
- 2. Klasse, ich in der 3. Reihe mit karriertem Hemd
- Der Torwart vom SC Weißensee

Schwester Bärbel erinnert sich an ein gutes Essen, das mithilfe von besonderen Marken aus der Gaststätte Seebrücke geholt und im Strandkorb verzehrt wurde. Großartig!

Berlin 1944

Um den Kriegswirren zu entgehen, fuhr uns Fleischermeister Ernst Vogt aus Berlin-Wedding, Sangesbruder meines Vaters, kriegsuntauglich, nach Märzwiese, nahe Cottbus, zu seinem Jagdfreund Oswald Schwabe. Er besaß eine schöne große Gaststätte und genügend Wohnraum, um die Familien Vogt, Schulz und Matschke, insgesamt 5 Erwachsene und 4 Kinder, aufzunehmen.

Meine Mutter erzählte später oft und gern, noch an meinem 50. Geburtstag, dass ich zu dieser Zeit ein rechter Unhold war. Von den Fahrrädern der Gaststättenbesucher schraubte ich die Ventile ab und, noch schlimmer, ich schmiss sie unauffindbar weg. Einmal kam meine Mutter noch rechtzeitig dazu, als ich, bereits auf den Schanktisch knieend, die Zapfhähne aufgedreht hatte. Ich habe daran absolut keine Erinnerung. Allerdings sehe ich mich freudig vor einem brennenden Tannenbaum, den ich beim Kokeln in Brand gesetzt hatte. Mutter verhinderte Schlimmeres.

Opa Schwabe nahm mich oft auf dem Gepäckträger seines Rades bei Touren durch den Wald mit. Treff, der wunderbare Jagdhund, lief nebenher. Einmal war ich wohl eingeschlafen und fiel vom Gepäckträger in weiches Gras.

Für meine Mutter war es völlig unverständlich, dass ich mich gern bei den Nachbarsleuten zum Abendbrot „einlud“. Die ganze Familie, 3 Generationen, Uroma ohne Zähne, saß um eine große Schüssel mit Quark und jeder tunkte nach Belieben, auch mit angebissenen Pellkartoffeln, ein.

Doch dann war es mit der Idylle vorbei, es begann die Schlacht um Berlin. Die Anwohner von Märzwiese hörten die nahen Panzermotoren der russischen Armee und flohen vor den Russen. Mutter hatte Glück, denn deutsche Soldaten, die sich auf dem Rückzug befanden, nahmen uns in Richtung Berlin mit. Jedenfalls entkamen wir der vorrückenden russischen Armee in der Nacht zum 15. April 1945 und erreichten Berlin.

Am 8. Mai 1945 sagte Oma Hedwig: „Jetzt haben wir den Geburtstag vom kleinen Heinz vergessen.” Es war der Tag der Kapitulation, das offizielle Ende des Krieges. Deutschland war besiegt. Meine frühe Erinnerung: Oma Hedwig schnitt jedem Anwesenden im Luftschutzkeller des Hauses Frobenstraße 16 in Berlin-Schöneberg „zur Feier des Tages“ ein Stück einer Salamiwurst ab.

Ich habe auch noch vor Augen, dass bei Fliegeralarm (Sirenen), der ja erst an diesem Tage endete, alle Verwandten, meine Mutter mit mir auf dem Arm, meine Schwester Bärbel an der Hand, in den Keller des Hauses liefen.

Ich war fünf Jahre alt, sehe mich mit Holzschuhen auf einem Roller zwischen den Schuttbergen rollern, erinnere mich an „Steinschlachten“; von einer Ruine warfen wir Steine in ein kaputtes Haus auf der anderen Straßenseite, in dem sich die „Feinde“ befanden und bekämpft wurden. Ich war einer der Jüngsten. Nicht selten kam ich mit einer Schramme am Kopf heulend zu Oma Franke in den Laden gerannt, wurde verarztet und war schnell wieder mitten drin.

Gern besuchte ich die Neumanns, die in einer kleinen Mansardenwohnung Frobenstraße 18 wohnten. Herr Neumann, damals so um die 70, stopfte dann zwei Pfeifchen und wir pafften gemeinsam.

Meine Mutter erzählte gern, dass ich mir bei einer meiner Lieblingsbeschäftigungen zu dieser Zeit, beim Feuerfunken-Schlagen auf der Bordsteinkante, auf die Finger schlug und den Hammer dann auf den nächsten Trümmerhaufen schleuderte. Von da an galt ich als jähzornig.

Einschulung

Am 1.9.1947 wurde ich in der Volksschule Winterfeldstraße in Berlin-Schöneberg eingeschult. Nach der Begrüßung durch den Direktor auf dem Schulhof wurden die einzelnen Klassenverbände von ihren Lehrern in die Klassen geführt; ohne mich! Bin unbemerkt nach Hause gelaufen. Am nächsten Tag war ich als Schulschwänzer bekannt und aktenkundig.
Ein „toller“ Start und ganz bezeichnend für mein Verhalten im Klassenverband: hemmungslos störend, unverträglich, nicht bei der Sache. (Bilder Seite 8)

Aber clever war ich schon. Großmutter Hedwig packte mir genügend Stullen ein, mehr als ich selbst essen konnte. Und tatsächlich verkaufte ich meinen Klassenkameraden ein Paar Stullen, dick beschmiert mit Teewurst, für 5,– DM.

Die Großeltern mussten als Gewerbetreibende vorsichtig sein, Neider und Denunzianten gab es zu Hauf. Mir wurde aus diesem Grund immer wieder „eingetrichtert“, mich nicht ansprechen zu lassen. Eines Tages, als ich mal wieder Feuerfunken schlug, stand ein Mann vor mir und fragte, ob ich Heinz hieße. Sofort rannte ich in die Fleischerei: „Da will mich einer aushorchen“! Es war mein Vater, der Kriegsheimkehrer.

Unsere erste Begegnung … kein gutes Omen für die kommende Zeit .

Wir lebten ab Sommer 1948 in der Langhansstraße 110, einem Haus mit 2 Stockwerken, ebenerdig die Fleischerei, großer Hof mit Schlachthaus. Meine Eltern, meine Schwester und ich bewohnten den 1. Stock. Da nach Kriegsende der Wohnraum knapp war, lebten im 2. Stock meine Großeltern väterlicherseits, denen das Haus gehörte, sehr beengt. In 2 der vorderen Zimmer wohnte ein etwa 60 Jahre altes Ehepaar, Hugo Höhne und Frau, vom Wohnungsamt zugewiesen.

Wir bewohnten die ganze erste Etage, große Küche, 2 Wohn- u. 2 kleine Zimmern für uns Kinder, einem Elternschlafzimmer, sowie einem Badezimmer

mit Wanne, mehr Wohnraum, als uns nach damaligem Recht zustand. Aus diesem Grund durfte ich nie einen Schulkameraden mit nach Hause bringen!
Ich war ein sehr ängstlicher Junge, heute würde man wohl sagen, das Kind ist durch den Krieg traumatisiert, besonders nachts fürchtete ich mich vor Einbrechern, die „ganz leicht vom Schlachthausdach in mein Zimmer steigen konnten". Oft lief ich dann in den 2. Stock nach oben zu den Großeltern Gertrud und Reinhold, um auf der „Besuchsritze" ohne Angst zu schlafen. Die Standuhr schlug stündlich, die Straßenbahn der Linie 72 ratterte vorbei, ich aber fühlte mich behütet und sicher. Oft wurde Opa Reinhold des nachts von Schmerzen in den Beinen gequält: laut rief er dann mit rollendem r: „Ich kriege einen Krampf in der Ferse", was ich sehr lustig fand. Auf die Großeltern werde ich später zurückkommen, besonders an Oma Gertrud habe ich schönste Erinnerungen.

Meine Schule, Langhansstraße 89, etwa 5 Minuten Weg, lag auf der selben Straßenseite. Ich kam in die 2A. Die Klassenlehrerin Frau Neumann, eine etwa 50-jährige sehr resolute Dame, die in der Hitler-Zeit in die Sowjetunion emigriert war, unterrichtete neben Deutsch auch Musik, etwas später Russisch. Sie mochte mich. Nicht selten machte ich für sie kleine Besorgungen während des Unterrichts, so kaufte ich dann bei Matschkes Fleisch und Wurst, beim Bäcker Brot ein. Ich genoss ihr Vertrauen, musste auch manchmal zu ihr nach Hause fahren, um Sachen, die sie vergessen hatte, zu holen. Meistens war der Unterricht beendet, wenn ich die Botengänge beendet hatte.

Ein wunderbarer Rechenlehrer war Ernst Baba, der Direktor der Schule. Er sorgte sich um Schüler, die in seinen Unterrichtstunden nicht so mitkamen, indem er nach der letzten Schulstunde dem einen oder anderen einfach nochmal für 10 Min. alles genau erklärte. Seine Begeisterung übertrug sich auf seine „Schäfchen", alle hatten mindestens eine 3 oder besser. Kopfrechnen, eine lange Aufgabe, dann ging er zu Jedem und ließ sich das Ergebnis ins Ohr flüstern. Stimmte das Ergebnis nicht, hörte man ihn sagen „schau, jetzt habe ich ein Vöglein gefangen" und tat so, als schriebe er in sein kleines Büchlein eine 6. „Schau, schau, aber, aber, da kommt Onkel Ernst von Baba" witzelten die Schüler.

In meinem Zeugnis nach Abschluss der 2. Klasse stand u. a.: „erledigt seine Arbeiten gewissenhaft und beteiligt sich lebhaft am Unterricht. Er muss versuchen, verträglicher zu werden". Noten durchweg 2. Nach Schulschluss gegen 13:00 Uhr, ging ich sofort nach Hause, um gemeinsam mit den Eltern im Wohnzimmer, das Geschäft war von 13 – 15:00 Uhr geschlossen, zu Mittag zu essen, machte dann die nötigsten Schularbeiten, um danach in der Friesecke-straße mit Fußball oder im Freizeitheim mit Tischtennis, meist Rundlauf, den Nachmittag zu verbringen. Um 19:00 Uhr musste ich zu Hause sein. Zum Abendbrot gab es meistens Bratkartoffeln und Bockwurst. Wenn es in Weißensee keine Kartoffeln gab, hatte ich den Auftrag, mit dem Fahrrad über die Schönhauser Allee zur Bornholmer Brücke in den Bezirk Wedding, der im Westsektor von Berlin lag, zu radeln. Bei einer sehr netten Gemüsefrau kaufte ich

fünf Pfund neue Kartoffeln. Hin und zurück waren das bestimmt 10 km. Nach dem Abendbrot „bettelte" ich, noch aufbleiben zu dürfen, um mit den Eltern das Radioprogramm vom Rias-Berlin zu hören. MACH MIT, eine Quizsendung mit Ivo Veit und, ganz beliebt und ein wenig gruselig: ES GESCHAH IN BERLIN, eine Sendung in Zusammenarbeit mit der Kriminalpolizei. Um 21:00 Uhr … ab ins Bett. Ich kann mich nicht erinnern, dass mir eine Geschichte vorgelesen oder mein Einschlafen liebevoll durch ein Elternteil begleitet wurde.

Es ist aus heutiger Sicht nicht verwunderlich, dass ich noch als sieben- und achtjähriger nachts unruhig schlief, noch immer „rankerte", was ich schon als Zweijähriger im Kinderwagen tat: auf Knien das Kopfkissen mit beiden Händen umklammernd, den Kopf fast darin versteckt, um mich dann immer vor und zurück, hin und her, zu bewegen. Es war laut und störend für die schlafenden Eltern. Nicht selten schlich sich mein Vater in mein Zimmer, nahm seine Schlappe in die Hand, um mir einen Schlag auf dem Po zu verpassen. Oft wachte ich auf, schmiss mich im letzten Augenblick rum , sodass der Vater den Schlag nicht vollenden konnte. Verärgert zog er fluchend ab. Ich war der „Hornochse", nicht „sein Sohn"!

Schon als Dreijähriger soll ich todernst zur Freude der Erwachsenen kaum erkennbar vom „leise rieselnden Schnee" gesungen haben, mit Zehn aktuelle Schlager mit meinen Schulkameraden auf der Straße als Wettsingen. Wir ahmten den Sänger Mario Tuala mit seinem Hit „Mexico" nach. Wer den Ton am längsten halten konnte, hatte gewonnen. Ich siegte nie!

Frau Neumann, die Klassenlehrerin, die auch Musik unterrichtete, ließ in der 3. Klasse jeden Schüler nach vorn an ihren Tisch kommen, um zu prüfen, wie gut und richtig jeder singen konnte. Ich sang aus dem Film „Ferien am Wörthersee" das Lied „Du bist die Schönste vom Wörthersee"! Immerhin, es war eine glatte 2.

Das Foto mit Frau Driebe auf der Galopprennbahn Hoppegarten 1949. In der Parkstraße in Berlin Weißensee betrieb Frau Driebe mit ihrem Mann und einem Schlachtermeister, Herrn Köppen, ein Schlachthaus. Mein Vater kaufte ihr unter der Hand Fleisch ab. Sie lud mich jedenfalls des Öfteren ein, mit ihr die Renntage, meistens sonntags, auf der Galopprennbahn Berlin-Hoppegarten zu besuchen. Ich stand dann, gestriegelt und gebügelt, pünktlich bei ihr vor der Tür, und wir fuhren gemeinsam in einem für damalige Verhältnisse großartigen Mercedes Bj. 1936 mit Ledersitzen zur Rennbahn. Sie besaß einen Galopper, Fleurop. Er wurde von Heinz Zimmermann trainiert und vom Lehrling Egon Chablewski geritten. Diesen damals 17-Jährigen prophezeite nicht nur Frau Driebe, eine große Zukunft. Sie wollte, dass nur er ihren Fleury ritt. Und er gewann auch das eine oder andere Rennen zu Ihrer und unserer Freude. Egon Chablewski machte später eine ganz große Karriere, blieb in der DDR und war über Jahrzehnte der Champion. (Bild Seite 13)

Das vierte Schuljahr begann, es wurde ein bisschen schwerer, das Zeichnen funktionierte nicht so recht. Im Fach Erdkunde sollten wir Landkarten zeichnen, und das war nun überhaupt nicht meine

Sache. Dann ging ich zu meiner Großmutter Gertrud in den 2. Stock. Sie half mir, manchmal ein bisschen zu viel, denn Oma pauste z. B. Italien komplett ab, der Lehrer, Herr Zibell „lobte die Oma“, weil er genau sah, wer geholfen hatte .

Oma Gertrud wurde für mich eine immer wichtigere Person. Ich ging gern nach oben, sie hatte immer Zeit für mich. Wenn wir Rommee spielten, ließ sie mich gewinnen, nach 1 Stunde hatte ich etwa eine Mark gewonnen, eine Westmark.

Die Nachmittage am Gesundbrunnen

Und mit dieser Westmark fuhr ich nachmittags gegen 14:00 Uhr allein nach West-Berlin, zunächst mit der Straßenbahn 72 bis S-Bahnhof Prenzlauer Berg. Dann mit der S-Bahn bis Gesundbrunnen, das waren zwei Stationen. In der Brunnenstraße gab es nicht nur Schuhgeschäfte die Fülle, sondern auch 4 Kinos dicht beieinander. Von meiner Westmark musste ich 0,20 DM für die Rückfahrkarte zurücklegen. 0,25 DM kostete der Besuch der Kinovorstellung und für 0,25 DM kaufte ich Kaugummis. Dann hatte ich nach Adam Riese noch 0,30 DM. Und für 30 Pfennig aß ich eine warme Nudelsuppe in einer Steh-Halle.

Keiner meiner Klassenkameraden hatte Westgeld. Und ich hatte es auch nur, weil meine Oma Gertrud freitags und sonnabends nach Zehlendorf fuhr, um bei Tante Else im Laden in Onkel-Toms-Hütte zu arbeiten und Geld zu verdienen. Sonnabends ab 16:00 Uhr erwartete ich sie sehnsüchtig, denn Oma brachte mir immer etwas mit; ein paar großartige Turnschuhe, süße Sachen. Voller Dankbarkeit verneige ich mich noch heute vor dieser gütigen Frau.

Geboren am 21. Dezember 1888 in Jessen an der Schwarzen Elster als 5. von 8 Kindern. Vater Wilhelm Wolf war Schneidermeister, Mutter Minna seine äußerst resolute, tüchtige Frau. Meine Oma schilderte die Strenge der Eltern, aber auch die schönen Abende, wo „sich was erzählt wurde“. Und daher rührte ihr wunderbares Talent, Geschichten zu erfinden. Ich gab ihr ein Stichwort, also zum Beispiel „Zirkus“, dann konnte sie sehr bildhaft fabulieren. Ich hing an ihren Lippen. „Da kommt dann der Zirkus in unser Dorf, und der kleine Heinz geht hin und fragt den Direktor, ob er beim Zeltaufbau helfen könnte. Nach getaner Arbeit schenkt der Direktor ihm als Lohn eine Karte für die Abendvorstellung; er ist begeistert und fortan jeden Nachmittag nach der Schule auf dem Zirkusgelände. Der Direktor hat eine Tochter, genau so alt wie der kleine Heinz, man befreundet sich und am Ende des Gastspiels weiß der kleine Heinz, dass er zum Zirkus will. So oder ähnlich gingen Oma Gertruds Geschichten endlos weiter. Ganz toll fand ich, wenn ein „Schmalhans Küchenmeister“ den berühmten Ringer Giuseppe zum Ringkampf herausforderte und gewann: er hatte sich mit Schuhwichse eingeschmiert, der große Meister konnte unseren Held nicht packen! Ja, meine Oma hatte Fantasie und Geduld. Sie war im höchsten Maße bescheiden, ihre Mahnung lautete immer: „bist stille“. Leider hat sie mir viel zu wenig von ihrer Jugend erzählt. Eine Karte an sie vom Oktober 1905 lässt uns wissen, dass sie in einer Schlachterei in

einem „Vorort von Berlin“, in Schöneberg, gearbeitet hat. Ob sie ihren späteren Mann Reinhold, den 24-jährigen Schlachtermeister aus Klein Bauschwitz, bei der Arbeit kennengelernt hat, wissen wir nicht. Aber Beide hatten offenbar in frühester Jugend ihr Glück in Berlin gesucht und die gleichen Vorstellungen von ihrer Zukunft. Nach ihrer Heirat 1907 machten sie sich selbstständig. Ihr erstes Geschäft eröffneten beide in der Ackerstraße in Berlin-Mitte. Gertrud und Reinhold arbeiteten von morgens bis abends. Ab 6:00 Uhr morgens verkauften sie den Arbeitern der Frühschicht von Siemens für einen Sechser, also fünf Pfennig, ein Stück Jagdwurst. (Bild Seite 17)

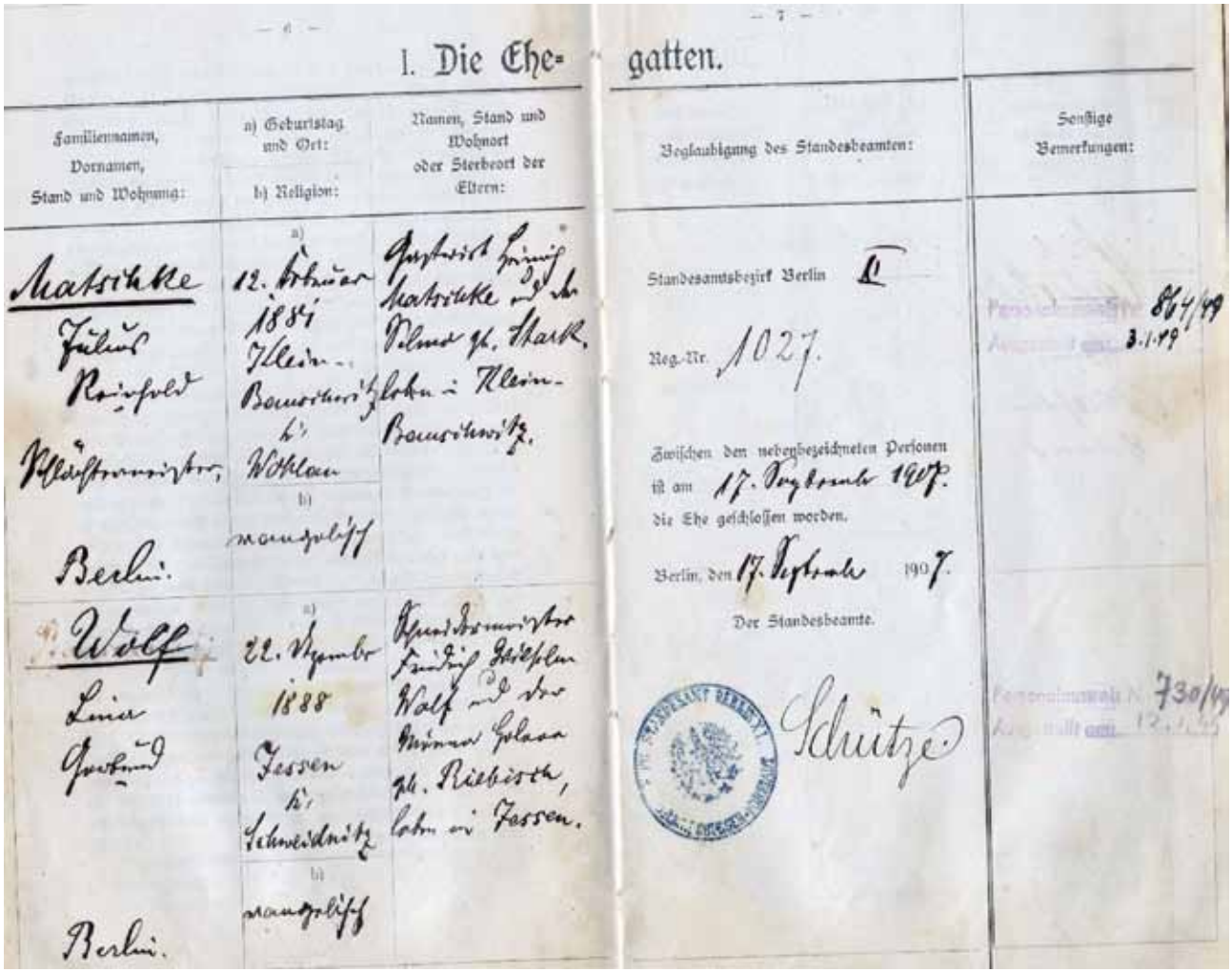
Am 24. Mai 1910 wurde ihr Sohn Heinz geboren und auf den Namen Heinz Heinrich Wilhelm getauft. Im fünften Monat schwanger, hatte Gertrud einen schweren Unfall. Sie fiel in einen großen Bottich mit heißer Wurstsuppe. Wenig später stand sie wieder hinter dem Ladentisch, denn Angestellte hatten sie zu diesem Zeitpunkt nicht. Ihr Fleiß und ihr Durchhaltevermögen wurde belohnt. Als Reinhold 1914 in den Krieg ziehen musste, waren sie gut situierte Geschäftsleute.

Die Eltern von Reinhold

Ludwig und Selma Matschke, die in Klein Bauschwitz Niederschlesien Landkreis Wohlau/Landkreis Steinau eine Gastwirtschaft betrieben, waren arme Leute. Wir wissen wenig, aber Opa Reinhold hatte eine entbehrungsreiche Jugend. Er verließ nach acht Jahren die Volksschule und begann mit 14 Jahren eine Fleischerlehre im nah gelegenen Steinau. Die ungeheure Armut, der Hunger, der damals wohl auch unter den Angestellten einer Schlachterei geherrscht haben muss, zwang ihn und seine Kollegen, wie er mal erzählte, eine Wurst, die von Maden durchdrungen war, zu essen, im Dunkeln! Ich erinnere mich, dass er mir aus seiner damaligen Lehrzeit schilderte, wie gefährlich es war, einen Rinderbullen zu töten. Dem Bullen wurde ein spitzes Eisen direkt an die Stirn gelegt und ein starker Geselle musste mit einem Vorschlaghammer dieses spitze Eisen dem Tier in den Kopf schlagen. Nicht selten kam es vor, so schilderte Opa Reinhold, dass der erste Schlag daneben ging; dann hieß es für alle Beteiligten die Flucht zu ergreifen, denn das Tier, rasend vor Schmerz, tobte durch das Schlachthaus. Reinhold lernte diesen Beruf sozusagen von der Pike auf. Er wurde ein guter Wurstmacher und hatte genug Selbstvertrauen, um nach Beendigung der Lehre nach Berlin zu gehen und als Schlachtergeselle zu arbeiten. (Bilder Seite 13)

Gertrud besuchte ihren Mann in Königsberg während des Krieges 1914, wo Reinhold an der sogenannten Ostfront kämpfte. Sie ließen sich fotografieren und schickten das Foto an ihren Sohn, der bei den Großeltern Minna und Wilhelm Wolf in Jessen untergekommen war. „Mein lieber Heini! Wir sitzen hier im Luisen-Theater und trinken Kaffee. Sei nur recht hübsch artig. Jürgen ist sehr dick geworden, schreibe mir auch mal und grüße Großvater und Großmutter recht schön und seid alle und besonders
du vielmals gegrüßt von Jürgen und Mutti.”
(Bilder Seite 15)

- 1949 mit Frau Driebe auf der Galopprennbahn Hoppegarten
- Reinhold und seine Eltern



I. Die Ehegatten.

Familiennamen, Vornamen, Stand und Wohnung:	a) Geburtstag und Ort: b) Religion:	Namen, Stand und Wohnort oder Sterbeort der Eltern:	Beglaubigung des Standesbeamten:	Sonstige Bemerkungen:
Matschke Julius Reinhold Schlächtermeister, Berlin.	a) 12. Februar 1881 Klein-Bauschwitz bei Wohlau b) evangelisch	Gastwirt Heinrich Matschke und der Selma geb. Stark, leben in Klein-Bauschwitz.	Standesamtsbezirk Berlin II Reg.-Nr. 1027. Zwischen den nebenbezeichneten Personen ist am 17. September 1907 die Ehe geschlossen worden. Berlin, den 17. September 1907. Der Standesbeamte. Schütze	Personalausweis Nr. 864/49 Ausgestellt am 3.1.49
Wolf Lina Gertrud Berlin.	a) 22. Dezember 1888 Jessen bei Schweidnitz b) evangelisch	Schneidermeister Friedrich Wilhelm Wolf und der Minna Helena geb. Riebisch, leben in Jessen.		Personalausweis Nr. 730/49 Ausgestellt am 12.1.49

- Postkarte der Eltern an Gertrud
- Heini, 3 Monate, mit Vater
- Postkarte an Heini
- Gertrud besucht Reinhold an der Front in Königsberg

Die 5. Klasse: ich gehe gern zur Schule, komme ohne Hilfe gut mit. Wir waren eine verschworene Jungengemeinschaft. Nach der Schule trafen wir uns zu den verschiedensten Aktivitäten, vor Schulbeginn tauschten wir fehlende Schularbeiten aus. Ab 1951 spielte ich zusammen mit einigen Klassenkameraden beim SC Weißensee in der ersten, weil einzigen Schülermannschaft. Wir waren nur 12. Jeden Sonntag ein Spiel, ob zuhause oder auswärts, wir verloren immer. Da ich etwas beleibt war und eigentlich unsportlich, musste ich ins Tor. Wir spielten auf dem selben Platz wie die Männer. Das Feld war 100 m lang und die Tore 7,50 m breit. Wenn ich mal einen Ball hielt, war das schon mit sehr viel Einsatz verbunden. Aus-gesprochen gern schmiss ich mich in Pfützen, um ein Tor zu verhindern. Vereine wie Grün-Weiß Baumschulenweg hatten 16 Schülermannschaften und deshalb war ihre Überlegenheit „grausam". Wenn ich dann nach Hause kam, fragte meine Mutter: „Na, wie habt ihr gespielt"? Und einmal konnte ich sagen: „Wir haben gewonnen, kampflos, der Gegner ist nicht erschienen". Ich war nicht nur für die Trikots , weiße Nachthemden, die dann bei uns am Montag mitgewaschen wurden, sondern auch für den Spielbericht zuständig. Nicht selten lobte ich mich, auch, wenn wir 2-stellig verloren hatten: Heinz hat durch tolle Paraden eine höhere Niederlage verhindert. In einem Vereinsschaukasten in der Buschallee konnte man sich dann über diese Spielberichte amüsierten. Sonntagsnachmittags besuchten wir Spiele der ersten Liga, unser damaliger Lieblingsverein war der Berliner Sport Verein (BSV 92) mit Otto Schadebrot im Tor. Er war schon etwas älter, und wir lästerten: schade um das alte Brot. Wenn der BSV gegen Hertha BSC oder Tennis Borussia Berlin spielte und gewann, waren wir glücklich.

An einen Sonntag im Juni 1951 fuhren wir von Weißensee ins Olympia Stadion. Um 11:00 Uhr saßen wir schon in der Nähe der Uhr, immer unser Treffpunkt, und warteten gespannt auf den Beginn des Fußballspiels Deutschland gegen die Türkei. Vor 90.000 Zuschauern verloren wir 1:2. Das Tor für Deutschland schoss Haferkamp aus Osnabrück. 1973, als ich dort engagiert war, lernte ich ihn persönlich kennen. Er hatte einen kleinen Tabak- und Zeitungsladen in der Lotter Straße. Ein großes Foto von seinem Torschuss war nicht zu übersehen, ich erzählte ihm zu seiner sichtlichen Freude, dass ich am 17.6.1951 sein Tor zum 1:1 miterlebt hatte.

Mein Vater war schon sehr früh, nachdem wir wieder in Weißensee wohnten, in Berlin-Karlshorst auf der Trabrennbahn Besitzer von zwei Trabern: Konfident und Antonio 2. Rennen fanden samstags ab 14:00 Uhr, aber auch Mittwoch und an Feiertagen statt, oft durfte ich mitfahren. Mein Vater startete mit seinen Trabern in Amateurrennen. In der Rückschau war er dann vorher meistens sehr angespannt, besser, man ging ihm aus dem Wege. Am 1. Weihnachtsfeiertag passiert es, dass ich seine Bitte, ihm seinen Dress einzupacken, überhörte, ich spielte in der Küche an dem großen Tisch mit dem Weihnachtsgeschenk von Oma Matschke, einem roten Auto von Schuco. Jedenfalls war er über meine Untätigkeit so böse, dass er mich auf den Tisch zog, die neue Hose,

auch ein Geschenk, total in Rage, glücklicherweise an der Naht, aufriss und mir mit seiner flachen Hand 2 – 3-mal auf dem Po schlug. Dann verließ er wutschnaubend die Küche und hörte unglücklicherweise mein „Idiot“, kam wieder rein und verpasste mir noch ein paar Schläge. An diesem Tag bin ich dann natürlich nicht mitgefahren.

Auf der Rennbahn wusste ich Bescheid, kannte jeden Trainer, jeden Fahrer, jedes Pferd. Oma Matschke gab mir oft ein bisschen Geld, so 20,– DM zum „tippeln“ mit. Nicht selten ging ich vor den Rennen zu den mir bekannten Trainern und bat sie, mir in meinem Programmheft „einen anzustreichen“, also mir einen Tipp zu geben, manchmal half er und ich hatte ein paar Mark gewonnen, aber am Ende des Renntages war ich immer „blank“.

Die Pferde meines Vaters wurden, wie schon vor dem Krieg, von Kurt Schön trainiert. Ich sprach ihn mit Onkel Kurt an, Tante Gertrud war seine wettsüchtige Frau. 1954 im Mai startete mein Vater mit Jastro in einem Zuchtrennen für Amateurfahrer, das Bersarin Erinnerungsrennen, benannt nach dem russischen Generaloberst Bersarin, 1945 der erste Stadtkommandant von Berlin .Der 5-jährige Wallach Jastro war ein äußerst unsicherer Traber, den Kleinigkeiten wie eine Pfütze sofort außer Tritt brachte, „wegen unreiner Gangart disqualifiziert” verkündete dann durch die Lautsprecher das Renngericht.

Nicht so am 27.5.: Besitzer Heinz Matschke im Sulky gewann als Riesenaußenseiter mit Jastro, Startnummer 2 vor Startnummer 12, Dispero mit Besitzer Lücke, dieses mit 3.000,– DM dotierte Rennen. Am Totalisator gab es, wer 10,– DM Sieg auf Jastro gewettet hatte, 972,– DM, zum Einlauf 2-12 war keine Mark gesetzt worden. Uwe, der Sohn von Trainer Hans Malik, mit dem ich auf der stillgelegten Tribüne den Start verfolgte, hatte Dispero aus seinem Stall als Sieger erwartet. Wir haben damals eine große Chance verpasst, viel Geld zu gewinnen, 6.000,– DM hätte es gegeben. Schwester Bärbel, die meist mit Frau Grönke die Renntage besuchte, hatte 5,– DM auf ihren Vater gesetzt. (Bilder Seite 18)

Von diesen Renntagen war ich oft sehr aufgewühlt. „Nehmt mir das Pferd vom Kopf“ soll ich nachts im Traum gerufen haben. Allerdings, mein später sehr gutes Namensgedächtnis entwickelte sich auf der Rennbahn. Vater hatte, zusammen mit Herrn Grönke, zwölf Traber: Stall GröMa mit den Farben Grün/kariert. Der Star war der 3-jährige Hengst Urban, der bereits 5 Rennen, die über 2.000 Meter gingen, gewonnen hatte. Er hatte eine Nennung zum Traberderby in Berlin Mariendorf. Die Teilnahme am Derby, dem wichtigsten Zuchtrennen für 3-Jährige, muss bereits im Fohlenalter gemeldet werden. Das Rennen geht über 3.200 Meter, für alle Trainer in der Vorbereitung nicht einfach. Erschwerend: in Karlshorst gings rechts, in Mariendorf links herum. Dennoch, der Stall GröMa rechnete mit einer guten Platzierung. Die Enttäuschung war groß, Urban „brach 200 m vor dem Ziel, bis dahin führend, ein”, war am Ende als Achter nicht mehr im Geld. Um Geld ging‘s immer, auch zu dieser Zeit. Es wurde in großem Stil kriminell manipuliert. Trainer wie Gerhard Krüger und Eddie Freund, sie waren jung und hochbegabt, viele

- 27.5.1954:
  Amateurfahrer Heinz Matschke gewann als Riesenaußenseiter mit Jastro, Startnummer 2 vor Startnummer 12, Dispero mit Besitzer Lücke, das mit 3.000,– DM dotierte Rennen.

Besitzer wollten ihre Pferde von diesen beiden trainiert und siegen sehen. In jedem Rennen starteten mindestens 3 Pferde aus der Trainieranstalt Krüger/ Freund. Krüger steuerte den Favoriten, durfte der gewöhnliche Wetter annehmen. Eddie Freund mit dem Zweitbesten usw. und so fort. Großer Irrtum, denn es kam nicht selten vor, dass der Favorit Zweiter wurde, für jeden sichtbar, zurückgehalten. Sieger war das 2. Pferd aus dem Stall mit Eddy F. im Sulky. Durch Mittelsmänner hatte man in West-Berlin auf diesen Einlauf eine große Summe gesetzt. Wenn dann die Quoten übermittelt wurden, flog der Schwindel auf. Es gab 25,– für 10,– DM, was bewies, dass auf diese „Riesenüberraschung" viel Geld gesetzt worden war. Die vier Tage Fahrverbot wegen Nicht-Wahrnehmens der Siegchance, die die Rennleitung für den Schieber Krüger aussprach, war eine harmlose Strafe für diese kriminelle Manipulation. Später gingen die beiden Herren übrigens getrennte Wege, Krüger nach in Italien. Eddie Freund war in Westdeutschland auf drei Bahnen gleichzeitig tätig, hatte über 500 Pferde in seiner Trainieranstalt und war vielfacher westdeutscher Champion.

Das Schuljahr 1953/54 war beendet. Die Beurteilung: „Heinz beteiligt sich im Allgemeinen rege im Unterricht und zeigt auch Fleiß bei seinen Hausaufgaben, muss aber in Geschichte (glatte 4) seine Leistung verbessern. Sein Betragen ist gut". Die Note 4 in Geschichte war einmalig. Russisch bei Frau Neumann: sie sah meine Leistung offensichtlich durch eine rosarote Brille. Der Unterricht begann mit dem Absingen der russ. Nationalhymne. Dann „bekannten" wir uns zu Josef Wissarionowitsch Stalin: Stalin nasche Sonze, Stalin nasch otiez, also Stalin, unsere Sonne, unser Vater. Und weiter auf die Frage der Lehrerin, wo Stalin wohne: „Im Herzen eines jeden deutschen Menschen". Gern sang ich die Hymne in sächsischer Mundart, was meine Klassenkameraden witzig fanden. Die russische Sprache hat sechs Fälle, selbst im Deutschen waren mir die vier Fälle nicht immer geläufig. Aber, wie gesagt, Frau Neumann, für die ich ja oft kleine Botengänge während des Unterrichts erledigte, benotete mich viel zu gut.In den wichtigen Fächern, Deutsch mündlich und schriftlich 2, Mathematik 2. Dann hatten wir noch Gegenwartskunde, und dieser Lehrer, Herr Gronski, war ein glühender Anhänger des Staatsratsvorsitzenden der DDR Walter Ulbricht; dementsprechend ging es im Unterricht meist darum, den Klassenfeind zu benennen; ich immer ganz „vorn" im wahrsten Sinnes des Wortes: vor versammelter Schule in der Aula ein Gedicht zitierend, vielleicht 6 – 8 Strophen und die letzte Zeile lautete immer: Ami, go home. Eine Lehrerin, ich weiß es nicht mehr genau wer's war, sagte nach meinem Vortrag zu mir: „Wenn das deine Eltern sehen würden". Bedingt durch mein Bedürfnis, mich zu produzieren, habe ich sicher politisch nicht im Sinne meiner Eltern agiert. Die waren schon zu dieser Zeit >Kapitalisten< und ständigen Repressalien durch den „Arbeiter- und Bauernstaat" und seine Macher ausgesetzt.

Am 17. Juni 1953, als Arbeiter gegen die SED und ihren Wirtschaftskurs protestierten, erklärte uns Herr Schindler, nun unser Russischlehrer, dass „imperia-

listische Westmächte unsern Staat kaputt machen wollen, er habe selbst gesehen, „wie die unser friedliches Volk aufgewiegelt haben“.

17. Juni 1953

Der Aufstand vom 17. Juni 1953, später auch als Volksaufstand oder Arbeiteraufstand bezeichnet, bei dem es in den Tagen um den 17. Juni in der DDR zu einer Welle von Streiks, Demonstrationen und Protesten kam, die mit politischen und wirtschaftlichen Forderungen verbunden waren. Dieser Volksaufstand war die erste Massenerhebung im Machtbereich der Sowjetunion. 1 Million Menschen demonstrierten in der DDR für Demokratie und Freiheit, weitgehend friedlich. Sie äußerten ihre Unzufriedenheit über wachsende soziale Probleme, Bevormundung und Repression. Die SED-Führung war überfordert von den Demonstrationen, die Sowjetunion reagierte mit Härte. Sie verhängte den Ausnahmezustand. Mit massivem Einsatz von Militär, Volkspolizei und Staatssicherheit wurde der Aufstand des 17. Juni niedergeschlagen. Die Ursachen des Volksaufstands in der DDR gehen auf die zweite Parteikonferenz der SED im Juli 1952 zurück, auf der Walter Ulbricht den planmäßigen Aufbau des Sozialismus verkündete. Dessen Umsetzung führte zu einer schweren Ernährungskrise, zum Absinken des Lebensstandards und zum Rückgang der industriellen Produktion. Viele Menschen flüchteten in den Westen. Die tiefgreifende wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Krise der DDR war unübersehbar.

Der Tod Stalins im März 1953 nährte Hoffnungen auf Verbesserungen, doch die SED-Führung reagierte im Mai 1953 mit der Erhöhung der Arbeitsnormen um 10,3 %, während die Löhne gleichblieben. Die sowjetischen Machthaber in Moskau zwangen das Politbüro der SED zu einem Schuldeingeständnis und zu einem neuen Kurs; einige Maßnahmen zum „Aufbau des Sozialismus“ wurden zurückgenommen, von der Erhöhung der Arbeitsnormen rückte die SED-Führung jedoch viel zu spät ab. Insbesondere die Arbeiterschaft sah sich bestraft. Am 15. und 16. Juni kam es auf Ostberliner Großbaustellen zu Protestaktionen. Die Demonstrationen griffen auf die gesamte DDR über und wurden am nächsten Tag fortgesetzt. In mehr als 700 Städten, Ortschaften und Betrieben gingen die Menschen auf die Straßen. Sie forderten nicht mehr allein die Rücknahme der Normerhöhung, sondern auch freie Wahlen, die Wiedervereinigung, die Ablösung Ulbrichts und Freiheit für alle politischen Gefangenen.

Niederschlagung

In 167 von 217 Landkreisen verhängte die Sowjetunion den Ausnahmezustand. Sie verkündete das Kriegsrecht und übernahm offiziell die Regierungsgewalt in weiten Teilen der DDR. Sowjetische Panzer vom Typ T-34 rollten durch die Straßen. Durch massiven militärischen Einsatz wurde der Volksaufstand unter Beteiligung der Volkspolizei niedergeschlagen. Es starben etwa 50 Menschen, darunter auch Angehörige der DDR-Sicherheitsorgane. Insgesamt wurden etwa 15.000 Personen in Zusammenhang mit dem Aufstand festgenommen; bis Ende Januar 1954 wurden 1.526 Angeklagte verurteilt. Reaktionen:

bereits am 18. Juni 1953 meldete das Zentralorgan der SED, das „Neue Deutschland“, der Aufstand sei Ergebnis einer faschistischen Provokation. Ohne das Eingreifen der Sowjetunion wäre das Regime unter Ulrich zusammengebrochen. Bis zum Ende der DDR blieb der 17. Juni 1953 das Trauma der DDR Machthaber. Der Deutsche Bundestag erklärte am 3. Juli 1953 den 17. Juni zum „Tag-der-Deutschen-Einheit”; bis 1990 blieb er in der Bundesrepublik gesetzlicher Feiertag.

Die Sommerferien verbrachte ich in Böhmerheide, in der Schorfheide, wo wir ein Wassergrundstück am Kubansee besaßen. Mit dem Auto war man in einer Stunde dort, die Bahnfahrt dauerte länger. Von Wilhelmsruh fuhr der „rasende Lukas, Blumen pflücken verboten“ in 3 Stunden zur Bahnstation Liebenwalde, dann mit dem Bus über Hammer nach Böhmerheide. Bei Familie Jess war ich von Montag bis Freitag in Kost und Logis, samstags kamen meine Eltern im Wanderer Baujahr 1936 angebraust, immer mit Fressalien aus eigener Produktion. Herr Jess war ein großer hagerer Mann, von Beruf Waldarbeiter. Jeden Morgen fuhr er 20 km mit dem Fahrrad in einen Wald nahe Schönebeck, um Baumharz zu ernten. Frau Jess kümmerte sich um mich; was Matschkes an Fleisch mitgebracht hatten, wurde in der Woche von ihr zubereitet. Die Tage waren ausgefüllt mit Baden, Angeln und Fahrradtouren. Angeln mit einer sogenannten Stipprute machte Spaß, denn die Fische, meist Plötzen und Bleie, bissen tüchtig an. Manche warf ich aus Mitleid wieder ins Wasser. Der Tagesfang wurde zum Abendbrot von Frau Jess gebraten.

Jeden Dienstag gab es in der Dorfgasstätte eine Filmvorführung. Unvergessen „Die Ferien des Monsieur Hulot“, von und mit J. Tati

Unser Häuschen war klein, 2 Doppelhochbetten, ich schlief oben, Eltern unten. Vater stand sehr früh auf, ruderte den Kahn zu einer bestimmten Stelle im See, um zu angeln. Nicht selten kam er gegen 8:00 Uhr mit einem guten Fang, meistens stattlichem Zander, mit Aalen und Hechten zurück. Ich erinnere mich an eine „aufregende“ Heimfahrt. Plötzlich bremste mein Vater, und ich fiel hinten vom Sitz. Aus einer Kanne hatte sich ein Aal hoch geschlängelt und war vorn zwischen Kupplung und Bremse gelandet. Der Schreck war groß, gelacht wurde nicht. „Aal grün“, ein köstliches Essen, gab es dann Montag für 12 Angestellte und die Familie, mein Vater aß keinen Fisch!

1954

Ich wurde in die 8. Klasse versetzt, mein Zeugnis war durchschnittlich, nur in Geschichte hatte ich mich stark verbessert, von 4 auf 1. In Gegenwartskunde war ich gut, Russisch genügend und auch Mathematik, Körpererziehung, Physik, Biologie, Chemie und Musik Note gut; 3 Tage versäumt. Unsere Klassenlehrerin, Frau Blaschek, so um die 35 Jahre alt, mochte ich sehr. Als sie wegen einer Grippe fehlte, habe ich sie einfach ohne Anmeldung besucht und ein Schnitzel mitgebracht, was ihr nicht unangenehm war. Sie lebte in einer Beziehung mit Herrn Homa, Klassenlehrer von Bärbel bis zu ihrem Schulabgang. Er war ein „Vollblutlehrer“ mit einer natürlichen Autorität, sehr humorvoll und charmant. Mit Beiden,

Frau Blaschek und Herrn Homa, machte unsere Klasse in den Osterferien 1954 eine 5-tägige Schifffahrt auf der Havel Richtung Brandenburg. Den Ausflugsdampfer hatten wir ganz für uns, geschlafen wurde auf den Sitzbänken. Tagsüber wurde bei guter Stimmung gewandert. Abends brachte uns Herr Homa Skat bei. Beide setzten sich übrigens wenig später nach Westdeutschland, nach Kaiserslautern, ab.

Der Vater meines Klassenkameraden Joachim Wolter war Jugendbetreuer bei Preußen Berlin, einem großen Fußballverein in Lankwitz in West-Berlin. Er sorgte dafür, dass sein Sohn, Klassenkamerad Bernd Fels und ich ab August 54 jeden Sonntag die Schülermannschaft von Preußen verstärkten. Herr Wolter fuhr uns Drei zu den Spielen. Am Ende der Saison waren wir allerdings abgestiegen und hatten keine Lust mehr, für Preußen zu spielen. Vereinswechsel zu Rotation Berlin, wo wir in der 4. Mannschaft eingesetzt wurden: ich war inzwischen „Libero“, also Ausputzer. Leider, bedingt durch meine körperliche Fülle, ich wog immerhin schon über 70 Kilo, waren meine „Qualitäten“, als letzter Mann vor dem Torwart „abzuräumen“, wenig geschätzt und das Gastspiel bei Rotation dauerte nur acht Wochen. Wir hatten vom Vereinsfußball die Nase voll. Kurze Zeit später spielte unsere gesamte Klasse Handball in der Halle. Mit einem einen großartigen Trainer hatten wir schöne Erfolge. Ich war wieder Torwart, allerdings die Nummer 2 hinter Bernd Fels. Einmal spielten wir als Pausenfüller in der Werner-Seelenbinder-Halle vor 3.000 Zuschauern 2 × 10 Minuten. Ich wurde beim Stande von 6 : 0 für uns eingewechselt, hielt keinen Ball, und am Ende waren alle mit dem Ergebnis von 6:6 ziemlich sauer auf mich.

Man muss einfach sagen: ich liebte jeden Sport, war aber unterdurchschnittlich begabt. Das Stangen-Klettern im Sportunterricht, Fred Dewitz Gruppe 1 und ich Gruppe 2, endete immer unentschieden, wir konnten unsere Körper nicht bis ganz nach oben hieven. SC Weißensee hatte auch eine Ringersparte. Ich war ein paarmal zum Training und wurde von Leichtgewichten meines Alters unsanft auf die Matte geschmissen. Nein, auch diese Sportart war nichts für mich.

Tante Else Lehmann, geborene Wolf, die jüngere Schwester meiner Großmutter Gertrud, lebte in Berlin-Zehlendorf und hatte in der Ladenstraße U-Bahn-Station Onkel-Toms-Hütte eine Metzgerei. Ich werde später über sie mehr berichten.

Episode 1: Im Juni 1949 lud sie Bärbel und mich zum Besuch einer Großveranstaltung im Olympiastadion ein: Militärkapellen der Amerikaner, Engländer und Franzosen begeisterten 100-tausend Berliner. Unvergessen auch Rudi Schuricke, populärer Sänger, mit „Wenn bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt“. Die Hinfahrt war kurios. Elses VW Käfer, von ihrem Mitarbeiter, Herrn Bartsch, gesteuert, knallte noch in der Onkel-Tom-Str. gegen die Bordsteinkante, ich saß bei Tante Else vorn auf ihrem Schoß, Glück gehabt! Kurze Zeit später fuhr uns ein Ami in seinem Jeep ins Olympiastadion, T. E. hatte ihn angehalten und erfolgreich auf englisch „bequatscht”.

Episode 2: Sie hatte als eine der Ersten einen Fernseher. Am 4. Juli 1954 fuhr ich mit der U-Bahn zu ihr, um die Übertragung des Endspiels der Fußballweltmeisterschaft zu sehen. Deutschland siegte völlig überraschend 3:2 gegen Ungarn und wurde umjubelter Weltmeister, ein historischer Tag für unser Land.

Mit Tante Else zu den Catchern in den Messehallen am Funkturm zu gehen, war für mich immer eine große Freude. Beginn 19:00 Uhr, Else war Dauergast und so bekannt, dass ein rundlicher Herr kurz vor dem allgemeinem Einlass mit französischem Akzent rief: „Frau Leman, bitte reinkommen“. Dann marschierten wir alle auf Elses Stammplätze,Tribüne links hinten, erste Reihe. Die Protagonisten mussten auf dem Weg zum Ring an uns vorbei. Ich erinnere mich gern, denn Else, die auch Theaterblut hatte, ließ es sich nicht nehmen, den Matadoren schon bei der Vorstellung der Kampfpaarungen eine Salami, in Zellophan verpackt, überreichen zu lassen. Mehrmals durfte ich in den Ring steigen um Josef Vavra, Spezialität: Würgegriff, die Wurst zu überreichen. Nach dem Kampf kam er zu „Frau Leman“ und bedankte sich mit einem Bild von sich in „Arbeitskleidung.“ So kam ich zu einer großartigen Bildersammlung mit zum Teil persönlichen Widmungen von den Matadoren dieser Zeit. Die Helden des Kampftages waren Max Walloschke, gebürtig in Breslau (und immer so angekündigt; Breslau war zu dieser Zeit schon polnisch), ein Restaurant in Hannover am Steintor trägt noch immer seinen Namen, weiter der Berliner Rudi Schumacher, Jim Pantobe (Südwestafrika), Gideon Gida (Ungarn) und Rene Larsatesse (Frankreich), 2 Meter groß, 100 kg schwer, Spezialgriff Doppelnelson, noch über 30 Jahre später in diesem Beruf erfolgreich. (Bild Seite 24)

Emotionaler Höhepunkt des Abends war, wenn Publikumsliebling Rudi Schumacher, Mittelgewichtler und eleganter Techniker, gegen Raubein Vavra, damals bestimmt schon 45 Jahre alt, kämpfte. Der Kampf ging über sechs Runden, immer das gleiche Drama: fünf Runden lang ärgerte der vermeintlich schwächere Rudi Schumacher seinen Gegner, vom Publikum begeistert angefeuert. Kurz vor Ende der offiziellen Kampfzeit setzte Josef Vavra seinen Würgegriff an, und der bedauernswerte Rudi musste aufgeben, der „Erstickungstod drohte“. Das Publikum, aufgebracht, buhte, und Josef Vavra spielte seine Rolle weiter, lief eine Runde im Ring, schlug sich immer mit der rechten Faust auf die Brust, zum Zeichen, dass er der Größte sei und rief dabei immer „Kürassau“. Es wurde bei uns zum geflügelten Wort, ohne genau zu wissen, was es bedeutete. Das Album mit den Portraits hat Mutter Lisa übrigens „weggefeuert“.

Tante Else hatte große Schicksalsschläge zu verkraften. Ihr erster Mann, der Opernsänger Reinhold Niemeyer, starb an einer Blutvergiftung. Der gemeinsame Sohn diente in der Armee von General Rommel und fiel in Tobruk bei der Schlacht von El Alamain 1942. Die Nachricht von seinem Tod erreichte sie am Tag der Beerdigung ihres 2. Ehemanns, Fleischermeister Robert Lehmann in Zehlendorf.
(Bild Seite 24)

- Ein Restaurant in Hannover am Steintor trägt noch immer den Namen eines der damals berühmten Catcher

- Tante Else und Sohn
- Elses Sohn in El Alamain

Heute am 5.6.2018 haben wir gerade die wunderbaren Bauhausobjekte in Tel Aviv bewundert, und endlich finde ich wieder Zeit, um ein bisschen an meinem Buch zu arbeiten. Erinnerungen an meine Einsegnung 1955 im Mai.

Ein Jahr lang hatte ich den Konfirmanden-Unterricht bei Pastor Wiedemann besucht, jeden Donnerstag um 16:00 Uhr versammelte sich fast meine komplette Klasse zum Unterricht beim Pastor im Gemeindehaus, wo er auch wohnte. Pastor Wiedemann, groß gewachsen, angenehme Autorität mit Spitzbart und einer einnehmenden Stimme, wir alle mochten ihn. Und er mochte uns. Gern und oft habe ich erzählt, wie die Prüfung ablief. Pastor Wiedemann hatte einen Zettel-Kasten vorbereitet, mit Fragen aus dem Unterricht. Jeder Prüfling musste eine Karte ziehen. Ich war die Nummer vier, vor mir Lothar Mueller, Bernd Fels und Peter Conrad. Alle hatten die gleichen Fragen: 4. Hauptstück und die ersten drei Strophen von „O Haupt voll Blut und Wunden". Und ich war hochbeglückt, als ich ebenfalls dieselben Fragen – das 4. Hauptstück und „O Haupt voll Blut und Wunden" – beantworten durfte. Pastor Wiedemann wusste, dass seine „Schäfchen" diese beiden Aufgaben wirklich verinnerlicht hatten und hatte einen Zettelkasten mit 15 gleichen Karteien bestückt.

Zur Konfirmationsfeier wurde ich komplett neu eingekleidet: schwarzer Anzug, Budapester Schuhe, die leider sehr drückten, und einen Herrenhut. Mit meinen Eltern auf dem Weg zur Straßenbahnlinie 72, Haltestelle Roelkestraße sollte ich „den Hut ziehen, wenn uns Leute grüßen," so mein Vater. Das funktionierte natürlich überhaupt nicht, und er gab meinen neuen Hut unserer Hausangestellten, die uns bis zur Bahn begleitete, gleich wieder mit. Diese Hut-Story ist so das einzige, woran ich mich erinnere.

1955 Weißensee

Das Jahr 1955 sollte für mich, den 14-jährigen Heinz, ein ganz endscheidendes werden. Die Eltern ergriffen die große Chance, das Geschäft von Tante Else in Zehlendorf zu übernehmen. Es bedurfte einer cleveren Strategie, um Ostberlin legal zu verlassen. Wir zogen in den Bezirk NO 55, übernahmen die Wohnung vom Sangesbruder Schwenk in der Revaler Straße 3, nahe Grenzübergang Jannowitzbrücke. Fleischermeister Wilhelm Schwenk wiederum zog nach Weißensee in die Langhansstraße und übernahm unsere Fleischerei. Von nun an war klar, dass meine Oberschulzeit bald enden würde, meine Anstrengungen erlahmten .

Zehlendorf 1956

Der Ausreiseantrag wurde genehmigt, wir zogen nach Zehlendorf. Die Eltern übernahmen das Geschäft in der Ladenstraße im U-Bahnhof Onkel-Toms-Hütte.

Am 1. März 1956 begann ich die Metzgerlehre. Die Arbeitsräume befanden sich im Keller der Villa Onkel-Tom-Straße 93, wo wir wohnten. Mein Arbeitstag begann gegen 6:15 Uhr, Werkstatt aufschließen und die Gesellen erwarten. Mein Vater war kein guter Lehrherr. Bei einem anderen Meister hätte ich viel-

leicht mehr Freude am Erlernen dieses Berufes gehabt. Erwartet wurde eine Arbeitszeit von morgens bis zum späten Nachmittag gegen 17:00 Uhr. Früher fertig zu sein, bedeutete für meinen Vater, nicht gut gearbeitet zu haben. Also ließ es jeder ruhig angehen, vor 17:00 Uhr war ohnehin nie Feierabend!

(Bild Seite 27)

Das änderte sich schlagartig, als Günter Braunschweig neuer Polier (Chef der Produktion) wurde, ein gutaussehender Mann von 30 Jahren. Er machte klare Ansagen, was jeder zu tun hatte, und gleichzeitig sagte er das Ende des Arbeitstages voraus: 14:30 Uhr Feierabend. Von nun an sputete sich jeder. Wenn ich seiner Meinung nach zu langsam arbeitete, gab er mir immer einen Hieb auf den rechten Oberarm. Mein Vater, der zunächst mit seinen Ansichten nicht konform ging, wurde eines Besseren belehrt. Es gab nichts zu beanstanden, die Arbeit wurde zur vollsten Zufriedenheit bewältigt. Günter B. war seiner Zeit voraus. Ab sofort wurde nicht mehr im Vorbeigehen gefrühstückt. „Das schnelle Runterschlingen verursacht Krebs“, erklärte er seinem Chef, Meister Matschke.

Ein Rinderhinterviertel vom Knochen zu befreien, also auszulösen, durfte bei ihm nicht länger als 10 Minuten dauern. Die Knochen mussten absolut ohne Fleisch sein. Eine Gitterschürze und ein eiserner Kettenhandschuh für die linke Hand machten das schnelle Arbeiten sicherer, ich konnte das gut. Bei meinem Vater dauerte diese Arbeit 40 Min., und eine weitere halbe Stunde brauchte er, um das Fleisch vom Knochen zu lösen, im Jargon, Knochen polken.

Juli 1956

Der deutsche Reiter Hans Günter Winkler gewann in Helsinki die Goldmedaille. Mit einem Leistenbruch, den er sich im ersten Umlauf zugezogen hatte, ritt er im zweiten Durchgang unter großen Schmerzen auf seiner Wunderstute Halla fehlerfrei zur Goldmedaille. Wir, Tante Else und ich, verfolgten die TV-Übertragung. Meine Begeisterung war groß.

Ein Telefonat von Tante Else mit der Reitschule Baginski, und 2 Stunden später saß ich auf dem damals 23-jährigen Schimmel Lero, erhielt den ersten Unterricht an der Longe. Die Kommandos waren zackig und wurden gut von mir umgesetzt: weiche Hand, Hacken tief, gerade sitzen, Sattel auswischen und Knieschluss.

Etwa ab 17:00 Uhr war ich fortan mehrmals in der Woche im Reitstall. Nach der Reitstunde wurden der Stall ausgemistet, neues Stroh vorgelegt und das Sattelzeug geputzt.

Mit dem Sohn des Besitzers, Martin, war ich befreundet, und gemeinsam verfolgten wir an Wochenenden Übertragungen von Reitturnieren im Fernsehen, kommentiert vom legendären Hans Heinrich Isenbart. 1957 begann Martin in Hamburg bei Blohm und Voss die Schiffbauer-Lehre, und wir verloren uns aus den Augen.

Meine „Karriere“ als Reiter habe ich noch ein Jahr in einem Reitstall in der Waldschulallee fortgesetzt. Der Besitzer ermöglichte mir, mit seinen Pferden an

- Geschwister
- Einsegnung – komplett neu eingekleidet
- Villa in der Onkel-Tom-Str. 93, im Keller die Arbeitsräume

- H. G. Winkler auf Halla
- Heinz – Hubertusjagd
- Traditionell erhielt jeder Reiter ein Lorbeerblatt, überreicht von der bekannten Berliner Amazone Wally Brack
- Heinz auf Katja

kleinen Turnieren teilzunehmen. Unvergessen mein Start in einem L-Springen im Olympiastadion. Mit der 12-jährigen Stute Katja hatte ich zwar die schnellste Zeit hingelegt, aber auch fünf von 16 Hindernissen „abgeräumt“ und 20 Fehlerpunkte kassiert.

Erwähnenswert wäre noch meine Teilnahme an der Hubertusjagd 1958. Ich ritt Ulan, einen großen Wallach mit guten Springqualitäten. Die 35 festen Hindernisse erforderten höchste Konzentration von Pferd und Reiter. Viele Teilnehmer beendeten ihren Ritt vorzeitig. Start und Ziel war der Hof im Jagdschloss Paulsborn. Traditionell erhielt jeder Reiter, der diese Tortur erfolgreich beendet hatte, ein Lorbeerblatt, überreicht von der bekannten Berliner Amazone Wally Brack. (Bilder Seite 28)

In den Messehallen am Funkturm fanden alljährlich während der „Grünen Woche“ Reitturniere statt, die von der ganzen Familie besucht wurden. Hans Günter Winkler auf seiner Halla und der Elmshorner Fritz Thiedemann auf Meteor waren die Stars, die jeder reiten sehen wollte. Die Dauerrivalen kamen aus Italien: Raimondo und Piero D`Inceo, bei der Olympiade 1956 Zweiter und Dritter hinter Winkler. Die Gebrüder waren Offiziere der italienischen Carabinieri und ritten immer in Uniform. Aber auch der kriegsversehrte Butt Monheim, Erbe der Trumpf Schokoladenfabrik in Aachen, der seinen Schimmel Bacchus mit einem Arm ritt, begeisterte.

In der Dressur waren die Deutschen mit Josef Neckermann an der Spitze ebenfalls erstklassig. Und gern gesehen und höchst attraktiv als Abwechselung: der Fahrsport. Wenn die Vierspänner durch die engen Parcours um die schnellste Zeit fuhren, tobte das begeisterte Berliner Publikum. Matador war damals Franz Lage aus Detmold.

Tanzschule Fink besucht:

Ein Fleischerlehrling unter Tanzschülern! Meine Eltern bestanden darauf, dass ich Tanzen lernen müsste. Die wohl besten Tanzlehrer waren zu dieser Zeit das Ehepaar Fink, vielfache Weltmeister im lateinamerikanischen Tanz. Unweit der Messehallen hatten sie ihr großes Studio, und ich besuchte einen Kurs, der am späten Nachmittag stattfand. Also brauste ich, einigermaßen gewaschen, mit meinem Moped Richtung Funkturm. Ich war dort der absolute Außenseiter, denn alle anderen Kursteilnehmer waren noch Schüler, die meisten miteinander bekannt; ich übte meistens mit Fräulein Wirsing. Sie blieb meine Partnerin bis zum Abschlussball am 30. Dezember 1957 in der Esplanade in Schöneberg.

Sybille Wirsing war viel später die „rechte Hand” von Marcel Reich-Ranicki bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung.

November 1958: Führerschein und Unfall

An einem Donnerstag verbockte ich die praktische Prüfung im letzten Moment: „Fahren Sie rechts ran und halten hinter dem VW-Käfer“. Ich, siegesgewiss, die Prüfung bestanden zu haben, fuhr auf den Selbi-

gen auf, nicht doll, aber hörbar. „Unter diesen Umständen kann ich Ihnen den Führerschein nicht geben, wir wiederholen die Prüfung am nächsten Donnerstag“, waren die kulanten Worte des Prüfers. Das klappte dann auch. Der Führerschein lag allerdings beim Kraftverkehrsamt in Tempelhof zur Abholung ab dem folgenden Montag bereit.

Am Freitag fuhr ich mit unserem VW-Pritschenwagen einem BVG Doppeldeckerbus, von rechts kommend, direkt vor die Flinte. Glaubte, der Bus würde an der Haltestelle Schützenallee stoppen. Großer Irrtum, keiner wollte ein- und aussteigen, er fuhr durch und ich war ihm im Wege!

Meine Eltern besuchten mich im Oskar-Helene-Heim, Verdacht auf Schädelprellung, was Gott sei Dank nicht bestätigt wurde. Mein Vater bestand darauf, dass ich 2 Tage später wieder am Steuer saß.

In einer Gerichtsverhandlung wurde ich zu 100,– DM Geldstrafe verdonnert. Das Fahrzeug war übrigens mit Vollkasko ohne Selbstbeteiligung versichert. Da meine Schwester zu dieser Zeit Probleme mit Toreinfahrten hatte, und ich nun die Schadenssumme weiter hochtrieb, kündigte uns die Allianz!

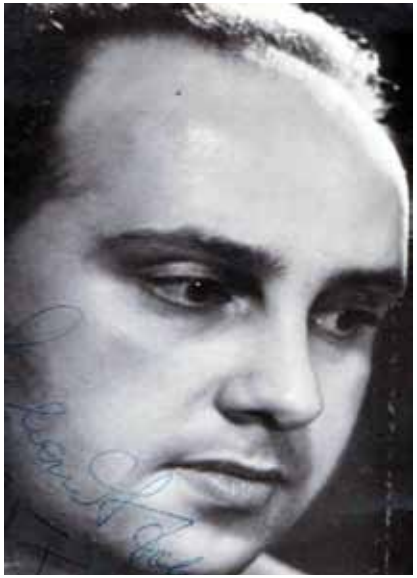
Oper, Konzert und Schauspiel

Noch in der Schulzeit, mit einigen Klassenkameraden, im November 1955 Besuch der Staatsoper, „Wozzeck” von Alban Berg. Ich erinnere mich nur ungern, wir hatten Plätze im 3. Rang, Seite, und waren, weil nicht vorbereitet, Störenfriede. Es war sicher eine grandiose Aufführung, am Pult Franz Konwitschny, mit Anni Schlemm als Marie, Kurt Rehm in der Titelrolle, Gerhard Stolze, Heinrich Pflanzl und Gerhard Unger in ihren Fachpartien. 1958 konnte ich beim 2. Besuch von Wozzeck an der Staatsoper die gleiche Besetzung hören, die Oper lieben lernte ich aber erst in den 80-er Jahren. (Bilder Seite 31)

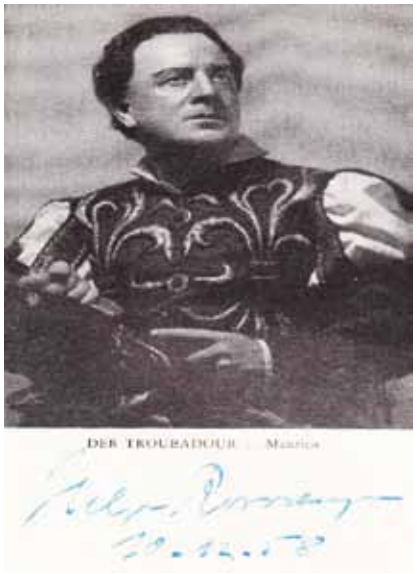
„Wieder war es Tante Else, die dir den Forz in den Kopf gesetzt hat“, so mein Vater. Und in der Tat, die ersten richtigen Opernbesuche hatte ich der Einladung von Tante Else zu verdanken. „Orpheus in der Unterwelt” in der Städtischen Oper, etwas später „Cosi van tutte” an der Staatsoper, waren prägende Eindrücke. Else Lehmann, die in erster Ehe mit dem Opernsänger Reinhold Niemeyer verheiratet war, „entdeckte“ meine Singstimme. „Der Mond ist aufgegangen“, sie begleitete mich auf ihrem Bechstein-Flügel und machte mir Mut.

Ich war total begeistert und wusste schon zu diesem Zeitpunkt, dass ich zum Theater wollte. Etwas später lud mich Tante Irmgard, weitläufig verwandt und langjährige Solistin an der Staatsoper Unter den Linden, zur Traviata-Premiere ein.

Sie wusste von meinen Ambitionen und schickte mich zu ihrem Gesangslehrer Paul Neuhaus, einem Verfechter der Staumethode, die zu begreifen mir leider erst zehn Jahre später möglich war. Jedenfalls machte dieser freundliche, am Klavier sitzende Herr ein paar Tonleiter-Übungen vor, die ich offenbar so körperbetont nachahmte, dass ich Herzschmerzen verspürte. Die Sache mit dem Singen hatte sich erledigt.



- Kurt Rehm in Figaro
- Gerhard Stolze
- Anni Schlemm
- Heinrich Pflanzl
- Franz Konwitschny
- Gerhard Unger



„Freundlich blick‘ ich”
nach der Arbeit

- Irmgard Klein
- Heinz – Komparse Aida
- Heinz – Komparse Rosenkavalier
- Helge Rosvaenge – Manrico
- Rosvaenge schreibt nach der Vorstellung

Tante Irmgard sorgte aber dafür, dass ich Theater-Bühnenluft schnuppern lernte und Komparse an der Staatsoper wurde. Erster Auftritt: ich lief in „Chowanschtschina" von Modest Mussorgsky in einer größeren Gruppe knüppelschwingend über den hinteren Teil der Bühne, durchaus mit Angst zu stürzen und die Vorstellung zu gefährden! Einer von 75 gefangenen Äthiopiern in Aida und später, eine schöne Aufgabe im Rosenkavalier, Diener beim Faninal. In dieser Produktion sang Tante Irmgard die Leitmetzerin. GMD Franz Konwitschny dirigierte. Der Tenor Hans Braun sang den Diener, der über die chaotischen Lerchenauer „berichtet" und wild gestikulierend seinen Gesang unterstützte. Konwitschny unterbrach: "Herr Braun, sie sollen singen, dirigieren tue ich"! Ich empfand das als sehr respektlos dem Sänger gegenüber, wusste damals noch nichts von Hierarchie: Den Ochs sangen Theo Adam (34) und Reiner Süß (30). Ludmilla Dvorakova debütierte als Octavian, später Venus und Brünhilde in Bayreuth. Sie ist traurigerweise 92-jährig 2015 bei einem Hausbrand ums Leben gekommen. Die grandiosen Stolze (Valzacchi) und Unger (Sänger), zwei der Größen ihres Fachs, adelten diese Produktion der Deutschen Staatsoper Unter den Linden im Jahre 1960/61.

In Aida sang der damals schon 65-jährige Däne Helge Rosvaenge den Radames und feierte sein vierzigjähriges Bühnenjubiläum. Er hatte bereits eine Weltkarriere hinter sich. 1929 als Nachfolger von Richard Tauber an der Staatsoper engagiert, war er schon vor dem Krieg ein Berliner Publikumsliebling. Wer ein bisschen in den Annalen der Lindenoper stöbert, kommt aus dem Staunen nicht raus: Alfred, Don Jose, Rudolfo und Bacchus in einer Woche, das war für Rosvaenge das „normale" Pensum.

Nach seinen Vorstellungen wartete eine große Schar älterer Damen an der Bühnentür, um ihm Blumen und kleine Aufmerksamkeiten zu überreichen. Anrührend, wenn er dann den Damen riet, sie sollten sich doch um ihre Kinder kümmern, statt in die Oper zu gehen. Die Angesprochenen waren durchweg in seinem Alter. Rosvaenge, Jahrgang 1897, hatte wie J. W. Goethe am 29. August Geburtstag und grundsätzlich Vorstellung, 1958 als Manrico, immer mit Dacapo nach der Stretta („Lodernd zum Hihihimmel ..."), 1959 Florestan und 1960 Cavaradossi, ich war dabei. Helge Rosvaenge war vor dem Krieg ein international gefragter Tenor. Nicht selten sang er 200 Vorstellungen in einem Jahr, mit dem eigenen Flugzeug reisend. (Bilder Seite 32)

Er besaß eine Brotfabrik, die für die deutsche Wehrmacht das sogenannte Kommissbrot herstellte, was ihm nach dem Krieg viel Unannehmlichkeiten bereitete. In seinem 1953 erschienenen Buch „Lache Bajazzo" schrieb er: „Meiner Frau bin ich es schuldig zu bekennen, dass ich die schweren Jahre nach dem Krieg kaum überstanden noch die Kraft gefunden hätte, von neuem anzufangen und ein neues Leben aufzubauen, wenn sie nicht gewesen wäre und mit ihr meine beiden jüngsten Kinder Evi und Ole. Während ich im Jahre 1945 in Krasnojarsk hinter Stacheldraht weilte, wurde Evi am 29. August in Deutschland geboren, einen Tag vor meinem Geburtstag, dem seltsamsten meines Lebens, aber erst im Sommer 1948 sollten wir uns kennenlernen: Vater

und Tochter, da mir bis dahin der Weg nach Deutschland versperrt war. Am 3. Mai war er von den Russen interniert worden und verbrachte 3 Jahre in Krasnojarsk im Lager.

1959 besuchte ich 184 Opernvorstellungen in einer Spielzeit, immer glücklich und ohne jeden Anflug von Kritik, oft eingeschlafen, alles benotet. Leider sind diese Schriften und die Programme von meiner Mutter 1969 „weggefeuert" (so Lisas Bezeichnung für Entsorgung) worden.

Bevor meine Lehrzeit endete, musste ich knapp sechs Wochen bei den Efha-Werken in Britz das Schlachten lernen. In der praktischen Gesellenprüfung sollte man ein Schwein töten, abstechen, in eine große heiße Wanne befördern und von den Borsten befreien können. Nachdem sämtliche Innereien in einer Karre aufgefangen wurden, die eigentliche Prüfung: das Schwein sollte von oben nach unten geteilt werden, d. h. das Rückgrat direkt in der Mitte mit einem Beil teilen. Jeder Lehrling hatte im Laufe der 6 Wochen vielleicht ein- bis zweimal die Möglichkeit, ein Schwein zu federn, wie es im Jargon hieß. Also in Zeitlupe von oben nach unten möglichst genau hacken, ein Ding der Unmöglichkeit, meist ein Kotelett-Ende ohne, die andere Hälfte komplett mit Knochen. Die meiste Zeit verbrachten wir im minus 18° C kalten Kühlhaus, um tonnenweise gefrorene Leber zu stapeln. Ungern ging jeder von uns in die Kuttelei, wo die Rinder- und Schweinedärme gereinigt wurden. Es stank grauenvoll. Einige Fleischer machten diese scheußliche Arbeit schon Jahrzehnte, sicher waren ihre Nasenflügel zusammengewachsen.

Ich habe keine großen Erinnerungen mehr, weiß nur, dass ich Februar 1959 von Montag bis Freitag jeden Morgen mit meiner Kreidler Florett die ca. 20 km nach Britz fuhr, ohne Führerschein! Ich war bei der Prüfung Führerscheinklasse Vier durchgefallen, kam nach Hause und log meinen Vater an. Glück gehabt! (Bilder Seite 35)

Im März 1959 bestand ich die Gesellenprüfung mit einer für einen Meisterssohn beschämenden Benotung: Theorie und Praxis gut, mehr war bei meiner halbherzigen Einstellung zur Arbeit „nicht drin". Große Feierlichkeit, die sogenannte Freisprechung in einer Messehalle am Funkturm.

Auch als Geselle arbeitete ich im elterlichen Geschäft als Transporteur weiter. Mit dem VW-Transporter Werkstatt – Laden, so 10 Fahrten hin und zurück, zwischendurch fuhr ich mal für 2 Stunden zu einer Probe in die Staatsoper.

Mehrmals in der Woche besuchte ich eines der 3 Opernhäuser Berlins als Zuschauer. In der Komischen Oper unter dem legendären Intendanten Walter Felsenstein wurde grandios gespielt, an der Deutsche Staatsoper Unter den Linden, sah man traditionell gepflegtes Regietheater, und in der Städtischen Oper, Kant Straße, wurde grandios gesungen. Dort feierte das 3.-Rang-Publikum die Mitwirkenden enthusiastisch.

Nach Vorstellungen von Rigoletto mit Marcel Cordes, Sandor Konja und Erika Köth wurde mehr als 1 Stunde applaudiert, aus heutiger Sicht unvorstell-

Lehrbrief

Heinz Matschke

geboren am 2. 5. 1941

zu Berlin Kr.

hat vom 1. 4. 56 bis zum 31. 3. 59

bei Fleisch. Heinz Matschke

zu Berlin-Hohenschönhausen

das Fleischer-Handwerk erlernt.

Kenntnisse: gut

Fertigkeiten: gut

Betragen: gut

Berlin den 12. 1. 1959

Prüfungszeugnis

Heinz Matschke

geboren am 2. 5. 1941

zu Berlin Kr.

hat am 12. 1. 1959 die Gesellenprüfung

für das Fleischer-Handwerk bestanden.

Praktische Leistungen: gut

Theoretische Leistungen: gut

Berlin, den 12. 1. 1959

Der Gesellenprüfungsausschuß der Fleischer-Innung in Berlin

- Prüfung bestanden – mein Lehrbrief
- Heinz – auf der Florett
- Freisprechung mit den Eltern

bar. An der Bühnentür warteten danach oft mehr als 300 Fans auf die Künstler, die dann geduldig Autogrammwünsche erfüllten.

Damals wurden die Eintrittskarten am Sonntag ab 10:00 Uhr für die kommende Woche verkauft, also Anstellen ab spätestens 8:00 Uhr.

Wenig später, im Mai 1959, erkrankte Mutter, musste am Hals operiert werden, anschließend verlebten wir gemeinsam auf Borkum erholsame Wochen, wohnten im Hotel Schmidt, damals das erste Haus am Platz. Allabendlich traten populäre Künstler auf, so der Sänger Bruce Low und der grandiose Komiker Heinz Erhardt. Seine Kinder Gero, Gerhild und Verena wohnten auch im Hotel Schmid, wir befreundeten uns und verbrachten viel Zeit miteinander. (Bild Seite 39)

Dienstags hieß das Motto des Abendprogramms: Kabarett der Namenlosen. Nach einer Probe am Nachmittag traten wir am Abend auf: Verena spielte Klavier, und ich sang das Wolgalied, trotz Lampenfieber, durchaus wacker, fortan waren wir „Insel-Promis“. Im Dezember des gleichen Jahres luden sie mich zu einem Besuch nach Hamburg ein. Vater und Mutter Erhardt waren beruflich unterwegs. Wir verstanden uns gut, besuchten den Hagenbeck-Zoo und eine Vorstellung von „La Traviata” an der Staatsoper am Dammtor. Der weitere Kontakt verlief dann „im Sande“, wohl normal. (Bilder Seite 37)

Wie ich schon erwähnte, sonntags ab 10:00 Uhr wurden die Karten für die Opernvorstellungen der kommenden Woche verkauft. Beim Anstehen lernte ich viele Sängeraspiranten kennen. Einige studierten an der Hochschule, die meisten hatten Privatunterricht, Lehrer gab es in Fülle – und auch zu dieser Zeit Gesangslehrer, die ihre Methode als die einzig richtige verkauften, den Gesangsbeflissenen das Geld aus der Tasche zogen. So gab es einen stark frequentierten Altmeister, Paul Mangold und Gattin, die ihren Schülern den großen Ton beibrachten, diese brüllten und waren nach jeder Lektion heiser.

Ein Tenor allerdings hat diese Tortur gut verkraftet und war für einige Jahre im Beruf: Karl Walter Böhm. Ein anderer „Ansteher“ war Klaus Gallin, im Hauptberuf Brotfahrer bei der Großbäckerei Wittler. Bezahlt vom Heldentenor Hans Beirer, hatte er Unterricht bei dem schon erwähnten Paul Neuhaus, der die Staumethode lehrte. Wenn die Stunde im Sinne des Meisters ablief, konnten die Schüler danach „keinen Fahrschein mehr lösen“. Dieser Klaus Gallin gab sich als schwerer Bariton, eine urige Type, leider äußerst unkritisch, wenn es um seine Lieblinge ging. Bei wenig begeisternden Leistungen brüllte er als einziger „Bravo”, umgekehrt, wenn Ludwig Suthaus, auch Heldentenor, den Erik im Holländer sang, buhte er ihn bei seinem Solovorhang bis zur Erschöpfung aus. Ich war dabei, als Klaus G. ihm nach der Vorstellung „Der fliegende Holländer“, Suthaus sang den Erik, vor mindestens 250 Opernfans, die vor dem Künstlereingang warteten, auf berlinerisch zurief: „Herr Suthaus, ihr hohet B war heute nich mal een hohet A“.

- Borkum – 1. Auftritt
- Borkum – Tanz mit Verena Erhardt
- Heinz bei Frau Walch-Schumann

Zu dieser Zeit waren Hans Beirer und Ludwig Suthaus konkurrierende Heldentenöre, international höchst erfolgreich. Sie hatten ihre Anhänger. Hans Beirer wurde oft von Suthaus-Fans attackiert, war sicher auch der gröbere Sänger. Seine Frau besuchte, verbürgt, 40 Jahre lang jede Vorstellung ihres Mannes. In der Städtischen Oper saß sie in der ersten Reihe rechts außen, auch, um sofort nach Akt-Ende auf die Bühne zu stürmen und die Tätigkeit der Sprinkleranlage, die das Bühnenhaus befeuchten sollte, zu kontrollieren. Und wenn sie nach der Vorstellung die Jungs, die ihren Mann ausgebuht hatten, erkannte, zog sie ihnen mit ihrem Regenschirm eins über. Es ist verbürgt, dass das Ehepaar Beirer mehrmals wegen Körperverletzung verklagt wurde, Prozesse führen musste.

Ein anderer Opernfreund, auch fanatisch, aber ohne Gesangsambitionen, erntete später traurige Berühmtheit. Er war Justizbeamter und hatte seine Opernleidenschaft mit dem Geld aus der Justizkasse finanziert.

In der Onkel-Tom-/Ecke Wilsky-Straße lebte die Urenkelin von Robert Schumann: Käthe Walch-Schumann. Sie gab Klavierunterricht, und ich war etwa ab 1960 ihre Schüler. Mit meinen groben Fleischerhänden waren nur langsame Stücke möglich. Ab und an habe ich ihr vorgesungen "Schlaraffenland" und auch die „Frühlingsfahrt" von Robert Schumann. Eines Tages lernte ich ihren Schüler Günter Eckstein kennen, angehender Tenor und Schüler von Hans Grahl, einem damals knapp 60-jährigen ehemaligen Heldentenor. Er lud mich zu sich nach Hause ein, und ich durfte beim Stimmtraining Grahl/Eckstein zuhören. Ja, ich wollte auch Tenor sein. Und Hans Grahl machte mir Hoffnungen. Fortan kam er mindestens zweimal in der Woche zu uns in die Onkel-Tom-Straße 93. In meinem Zimmer stand ein Klavier, und es wurde ein Unterricht, wie ich ihn später nie wieder erlebte; der ausgesungene ehemalige Heldentenor sang vor und Heinz mit seiner Pieps-Stimme sang nach. Es war grausam. Hauptursache war, dass ich bei Hans Grahl Tenor werden sollte. Es wurde also nur immer die Höhe trainiert. Dadurch wurde die Stimme immer heller und flacher.

Durch Günter Eckstein landete ich bei Hermann Hoppe in der Königsallee im Grunewald. Hoppe war an der Hochschule Repertoire-Lehrer, er betreute Gesangsstudenten. Bei ihm machte es mehr Spaß, ich sang u. a. „Vater, Mutter, Schwestern, Brüder" aus Undine und die „Frühlingsfahrt", die ich ja schon mit Frau Schumann geübt hatte. Mein Vater, der die Gesangsstunden bei Hans Grahl fast immer mit anhören musste, setzte mir die Pistole auf die Brust. „Ich finde dein Singen nicht gut, ich möchte, dass du eine Aufnahmeprüfung an der Hochschule für Musik in der Fasanenstraße machst". Er war sich sicher, dass ich diese niemals bestehen würde.

Es kam ganz anders. Im März 63 sang ich im kleinen Konzertsaal der Musikhochschule, begleitet von Herrn Hoppe, „Vater, Mutter, Schwester, Brüder" vor. In der zweiten Strophe spielte ich den „dicken Schenkwirt" offensichtlich so überzeugend, dass Prof. Dr. Brauer, der Leiter der Prüfungskommission, mit den Worten: „das ist doch wohl klar" meinen

Vortrag unterbrach. Nach einer kleinen harmlosen Gehörprüfung war ich angenommen und wurde Schüler von Kammersänger Professor Walter Ludwig.

Gesangsstudent in der Soloklasse der Hochschule für Musik Berlin.

Mein Vater tat sich schwer, wollte es nicht so recht glauben. Allerdings, er war ein großer Verehrer von Walter Ludwig, hatte ihn vor dem Krieg in seinen Mozart-Paraderollen Tamino und Belmonte erlebt. Dass nun sein Sohn von diesem großen Sänger unterrichtet werden sollte, beruhigte ihn. Niemand vorher in der ganzen Ahnenreihe hatte studiert. Mein Vater sagte von sich, dass man ihn für einen zweiten Marcel Wittrisch (Tenor der Staatsoper Berlin vor dem Krieg) hielt. Er hatte auch mal davon geträumt, Sänger zu werden, erzählte gern vom Gesangsunterricht bei dem berühmten Bassisten Ludwig Fischer am Stern'schen Konservatorium. Nun musste er zähneknirschend ertragen, dass sein einziger Sohn diesen Weg und nicht den eines Fleischers gehen wollte. (Bild Seite 41)

Was wir beide nicht ahnen konnten: der großartige Tenor Walter Ludwig, seit 1952 ordentlicher Professor für Gesang, war als Pädagoge erfolglos. Er hatte in 10 Jahren nur einen Schüler ans Theater gebracht: Buffo Friedrich Stellten, der aber nach einem Jahr am Theater in Trier als Sänger scheiterte.

Ich hatte von April bis Ende Juli 1963 zweimal ca. eine halbe Stunde Unterricht bei Walter Ludwig. Er war meistens krank. Wenn er mal zur Hochschule kam, „überzeugte er als Todkranker", damals erst 61 Jahre alt, so mühsam schleppte er sich in den 3. Stock. Dass dem nicht so war, belegt sein 1969 abgelegtes Staatsexamen als Mediziner.

Das 1. Semester an der Hochschule war also gesanglich eine einzige Katastrophe. In den Nebenfächern Italienisch, Musiktheorie, Bewegungslehre und Stiltanz schlug ich mich wacker, immer der einzige Junge unter klugen Mädchen, alle mit Abitur. Einzig in der Sprecherziehung bei Prof. Otto Warlich konnte ich reüssieren, war zu jedem Unterricht, montags von 8:00 – 10:00 Uhr, bestens vorbereitet und rezitierte Liedtexte, löste allerdings mit meiner Art, den Professor nachzuäffen, Heiterkeit bei den Kommilitoninnen aus, besonders mit dem „erfühlten Pausen Halten".

Auch an den anderen Wochentagen war ich pünktlich, manchmal schon um 7:00 Uhr in der Hochschule, übte Klavier, machte total falsche Gesangsübungen und ließ mir von jedem, der mir über den Weg lief, Tipps geben. Wenn ich dann nachmittags Unterricht hatte, war ich oft erschöpft. Fleißig war ich, aber mein Bemühen war ohne jeden hörbaren Fortschritt.

Abteilungsleiter Prof. Brauer bat mich, den Chor für einen Ausschnitt aus „Cenerentola" zu verstärken, einstudiert vom Leiter der Opernchorschule, Ernst Senf, ehemals Chordirektor der Städtischen Oper. Als ich ihm vorsang, prüfte er den Umfang meiner Stimme und sagte dann: „Verschwenden sie

hier nicht weiter Ihre Zeit, gehen sie als 2. Bass (!!!) an ein kleines Theater in den Chor." Im Nachhinein ein sehr fachmännischer, gut gemeinter Rat.

Zum Wintersemester wechselte ich auf Empfehlung von Prof. Brauer, der später eine ganz wichtige Person für mich wurde, von Walter Ludwig in die Gesangsabteilung von Frau Prof. Lisa Walter. Ich kam vom Regen in die Traufe, wie man so sagt. Noch immer Tenor ohne jede Höhe, hatte sie Übungen, die meine Stimme und mein Selbstvertrauen immer mehr verkümmern ließen. Oft habe ich nach dem Unterricht bei ihr nur noch auf der Toilette geheult, total verzweifelt, spürte ich doch, dass es so nicht weitergehen konnte. Größtes Dilemma war natürlich, dass ich mit meinen Eltern über meine Situation nicht sprechen konnte. Frau Walter sah meine Möglichkeiten ganz anders. Sie verbreitete Optimismus und war sich ihrer Sache mit mir sehr sicher: „Das haben wir gleich, im halben Jahr hast du eine sichere Höhe"! Im März 1965 stand die erste Zwischenprüfung an.

Glück?

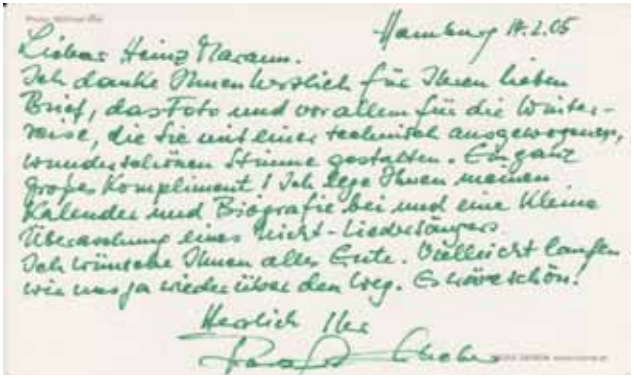
Studienkollege Wolfgang Falkenhagen, ebenfalls ein äußerst windiger Tenor, empfahl mir, mit Frau Dagmar von zur Mühlen in der Keithstraße 2 Kontakt aufzunehmen. Diese kleine zauberhafte damals 74-jährige ostpreußische Gräfin, sie hatte lange vor dem Krieg in Italien Gesang studiert, („mein Onkel Raimund von zur Mühlen war ein Duzfreund von Caruso und hat die Winterreise 1908 aufgenommen") verdiente nun, der Krieg hatte ihr alles genommen, ihren Lebensunterhalt mit Gesangsunterricht. Unvergessen, ich sang ihr vor, sie machte ein paar Übungen und sagte dann mit ostpreußischem Akzent: „Heenzchen, du bist doch ein Bassbuffo".

Nach 2 Stunden bei Frau von zur Mühlen konnte ich die erste Arie des Osmin aus der „Entführung aus dem Serail" ganz gut singen. Und, was geradezu absurd war, am schönsten klang meine Tiefe. Ich habe mir ein Herz gefasst und Frau Walter vor vollendete Tatsachen gestellt. Auch sie war kurioserweise sofort von meiner Bassstimme begeistert.

Zwei Wochen später war die Zwischenprüfung, die darüber entscheiden sollte, ob ich weiter studieren konnte und durfte. Vorbereitet hatte ich die ersten 12 Lieder der „Winterreise" und „Wer ein Liebchen hat gefunden". Obwohl Frau Prof. Walter ihre Kollegen auf meinen Stimmfachwechsel vorbereitet hatte, war das Gremium irritiert, die Reaktion aber durchaus positiv („schöne Tiefe").

Im Herbst sollte ich die Zwischenprüfung wiederholen, dann als „studierter" Bass. Aus der Winterreise wollte man das erste Lied hören: „Gute Nacht!" Frau Professor Grümmer, die berühmte Kammersängerin und Berliner Publikumsliebling, fand nach der Prüfung lobende Worte für meinen Liedbeitrag.

Prof. Brauer holte mich in die Opernschule, und mit dem 2. Strolch in sechs Szenen aus der „Klugen" von Carl Orff hatte ich meinen ersten Auftritt innerhalb einer Hochschulaufführung. Die 3 Strolche



Hamburg 14.2.05

Lieber Heinz Maraun.
Ich danke Ihnen herzlich für Ihren lieben Brief, das Foto und vor allem für die Winterreise, die Sie mit einer technisch ausgewogenen, wunderschönen Stimme gestalten. Ein ganz großes Kompliment! Ich lege Ihnen meinen Kalender und Biografie bei und eine kleine Überraschung eines Nicht-Liedersängers.
Ich wünsche Ihnen alles Gute. Vielleicht laufen wir uns ja wieder über den Weg. Es wäre schön!

Herzlich Ihr

- Heinz Matschke Senior singt
- Prof. Ludwig
- Franz Grundheber
- Ensemble La Boheme
- Karte von Franz Grundheber
- Peter Roth Ehrang und Heinz
- Dr. Brauer und Heinz

DAPHNIS UND CHLOË

Operette in 1 Akt von Jaques Offenbach
Dichtung von Clairville und Jules Cordier

Die Personen der Handlung

Chloë	*Renate Lüke / Karin Zelles*
Daphnis	*Klaus Hütter / Helmut Jahns*
Pan	*Heinz Matschke / Charles Williams*
Bacchantinnen:	
Calisto	*Elise Cousins / Astrid Schirmer*
Amalthea	*Zdenka Deri / Elfriede Przyjemski*
Xantippe	*Ursula Beug / Geertje Nissen*
Lokoë	*Katrin Begert / Heidrun Franz*
Niobe	*Monika Zöllkau*
Aricia	*Ursula Tewes*
Eryphyla	*Brigitte Krabbe*
Phryne	*Rose Bednorz*
Myrtion	*Annelie Conradt*
Melitta	*Heldrun Gardow*
Thais	*Ursula Fahr*
Doris	*Irene Althoff*
Chrysis	*Maria Arrizabalaga*

Das Orchester der Hochschule
Musikalische Leitung: Lutz Herbig
Inszenierung und textliche Neufassung: Prof. Dr. Herbert Brauer

- 1. Rolle als 2. Strolch in die „Kluge" von Carl Orff

hatten ein schönes Terzett zu singen: „Als die Treue ward geboren, Tralala lala la“, leider hielt ich die Proben auf, weil ich meinen Ton nicht fand. Regie-Einfall von Prof. Brauer: der Kollege sang den Dreiklang vor, d-b-g abwärts, was obendrein sehr witzig ankam; mir war geholfen. Es war ein schöner persönlicher Erfolg, denn darstellerisch und dialogmäßig war ich gut. Freilich, meinem Vater, der die Aufführung besuchte, war nicht entgangen, dass ich doch sehr aufgeregt war. Sein Kommentar: „Du hast 165-mal mit der Zunge geleckt“! (Bild Seite 42)

Ja leider, Lampenfieber hatte ich ohne Ende. Die Angst vor dem Versagen bestand darin, dass ich wenig Vertrauen in die Lautstärke meiner Stimme hatte, ein allgemeines Problem. Jeder wollte zuerst laut singen und dann eventuell schön, der größte Irrtum während der gesamten Studienzeit.

Im Sommersemester war ich in der einaktigen Operette von Offenbach „Daphnis et Chloe” als Pan angesetzt. Es gab nur zwei Männerrollen, Daphnis und den Liebesgott Pan, aber 14 für die Damen. Meine Partnerin war die wunderbare hochbegabte Karin Zelles, mit der ich später in Hannover drei Jahrzehnte auf der Bühne stehen sollte. Von den 13 Bacchantinnen schafften es einige in den Beruf für kurze Zeit. Astrid Schirmer, gefragte Jugendlich-Dramatische, dann Professorin für Gesang an der HfM in Hannover, Rose Bednorz, verheiratete Wagemann, sie schaffte es über Mönchengladbach (dort als Carmen gehört) für 1 Vorstellung an die Met als Isolde und Geertje Nissen, die über 40 Jahre in Kaiserslautern war, hatten genug Rüstzeug an der Hochschule mitbekommen, um diesen grausam-schönen Beruf Jahrzehnte erfolgreich auszuüben. (Bild Seite 42)

Mein Studienkollege, der farbige Charles Williams, mit dem ich als Pan alternierte, war später ein sehr erfolgreicher Sporting life in „Porgy and Bess” und brachte es bis an die Met. Helmut Jahns, mein bester Freund unter den Mitstudierenden, nahm nach erfolglosem Vorsingen sein Medizinstudium wieder auf und war später ein erfolgreicher Radiologe in Bad Kissingen.

Im Herbst 1965 hatte ich die Zwischenprüfung nachgeholt und bestanden, u. a. mit der Baculus-Arie aus dem Wildschütz. Der Schauspieler in mir half dem Sänger. Bis zu meinem Abschluss 1969 war ich in allen Hochschulproduktionen dabei.

Die Konzertdirektion Victor Hohenfels, Wohnung und Büro Kurfürsten Damm, Ecke Joachimsthaler Straße, veranstalte im Hochschulsaal jährlich vier Opernaufführungen. Herr Hohenfels war mit der wesentlich jüngeren Eva Maria Großmann verheiratet, und ihretwegen inszenierte er halbszenisch Produktionen, in denen seine Frau die Sopranpartien sang. Probiert wurde in der riesigen Wohnung. Sie war eine reizende Gastgeberin, ich erinnere mich an einen kleinen Vortrag von ihr, wie man einen bekömmlichen Pulver-Kaffee zubereiten sollte, Wassertemperatur höchstens 70° C. Die Konzertdirektion hatte ein ganz treues Publikum, das die Veranstaltungen

in der Berliner Philharmonie besuchte. Es spielte das Berliner Sinfonieorchester unter durchaus namhaften Dirigenten. Nie wurde die Presse eingeladen, es gab also auch keine Besprechungen über unsere Opernaufführungen.

Weihnachten 65 sang ich dort in der „Boheme" den Hauswirt Bernard für satte 75,– DM pro Vorstellung. Das war die erste Zusammenarbeit mit dem Generalmusikdirektor der Nationaloper Tel Aviv George Singer. Im Mai 66 war ich Herr Reich in „Die lustigen Weiber" und im November des Jahres der dritte Jude in der selten gespielten Oper: „Die toten Augen" von Eugen D`Albert.

Franz Grundheber, über 50 Jahre in Hamburg und an allen großen Bühnen gefeierter Bariton, erzählte mir, dass er als 22-jähriger Abiturient 1959 dem damals schon arrivierten Bassisten Peter Roth aus dem Nachbardorf Ehrang das Ave Maria in G-Dur vorsang. An der Hamburgischen Staatsoper, Spielzeit 1966/67, stand Franz Grundheber noch wenige Monate mit seinem Entdecker auf der Bühne. Roth Ehrang starb am 28.12.1966 mit 41 Jahren . (Bilder Seite 41)

Eine ganz große Herausforderung war im Sommersemester der vierte Akt von „Figaros Hochzeit". Während sich die Damen „auf die Füße traten", es gab mindestens 15 Sängerinnen, die sich Hoffnungen auf eine Vorstellung als Susanna oder Cherubin machten, war die Besetzung bei den Herrn nach zwei Wochen Probenarbeit klar: ich war die zweite Besetzung für den Figaro. Darstellerisch war es kein Problem für mich, hatte ich doch Walter Berry, Theo Adam, Herrmann Prey und Manfred Röhrl oft in dieser Rolle erlebt, konnte in der Opernschule sofort etwas anbieten. Aber gesanglich waren die Grenzen unüberhörbar. In der Arie: „Ach öffnet eure Augen, blinde, betörte Männer" ging ich bei Proben im Hochschulsaal regelmäßig ein, in den schnellen Passagen verlor ich den „Bauch in der Stimme", noch schlimmer: ich konnte meine Schultern nicht tief halten. Es war ein hartes Stück Arbeit, besonders Dr. Brauer konnte entscheidend helfen.

In der Aufführung gelang mir die Arie gut. Vielleicht half ja auch das Kostüm, dass seinerzeit Walter Berry in der Figaro-Produktion der Deutschen Oper getragen hatte?

Das Studium machte Freude. Ich „brannte", die wöchentlichen Stunden bei Frau von zur Mühlen brachten mich gut voran, langsam bekam meine Stimme eine natürliche Bassfarbe, allerdings noch sehr hell, was besonders von denen kritisch bemerkt wurde, die meine Tenor-Vergangenheit nicht vergessen hatten.

Eine ganz wichtige Person für meine gesangliche Entwicklung wurde Professor Eberhard Strickert. Er war bis zum Mauerbau Studienleiter an der Deutschen Staatsoper, wohnte in Berlin-Steglitz in West-Berlin. Er, wie viele andere Künstler, wurde vor die Alternative gestellt, nach Ostberlin zu ziehen oder den Job zu verlieren. Eberhard Strickert hatte so einen großen Ruf, dass die Deutsche Oper ihn sofort

als Studienleiter engagierte. Nach vier Monaten wechselte er als ordentlicher Professor für Repertoirestudien an die Hochschule für Musik.

Es ergab sich, dass ich ihm von meiner Tante Irmgard Klein erzählte und ihn bat, mich zu unterrichten. An der Hochschule hatte er keinen Platz frei, aber privat war ich nun fast jeden Samstag ab 1968 sein Schüler. In seinem Wochenendhaus in Berlin-Gatow arbeiteten wir sowohl an Vorsinge-Arien, als auch an der Winterreise. Strickert spielte großartig Klavier und machte dabei Bewegungen, die halfen, den ganzen Körper beim Singen einzusetzen und Räume zu schaffen. „Freudig geben", das war sein Credo. Und das wurde auch mein Berufsmotto!

Der Agent Friedrich Paasch, Düsseldorf, hatte mich nach einem Vorsingen im Probensaal der Deutschen Oper über Vakanzen für einen Anfänger in Gießen, Braunschweig und Lüneburg informiert. Bei Vertragsabschluss 4 % von der Gage Vermittlungsgebühr für den Agenten (2 % vom Künstler, 2 % vom Theater) für die Dauer des Vertrages. Auch empfahl er mir, einen anderen Namen anzunehmen: „Matschke, Quatschke, Knauschke, klingt zu berlinerisch".

Während ich in Gießen und Braunschweig gut vorsang, aber nicht gefiel, klappte es in Lüneburg, trotz grausamer Begleitung vom hiesigen Pianisten, Chordirektor Caspar Alte. Mit einem 2-Jahres-Vertrag für satte 600,– DM brutto konnte ich meiner Familie berichten, dass ich in Lüneburg zum 15.8.1969 als Bassbuffo und Schauspieler nach Individualität (so lautete der Vertrag) engagiert war. Es war Samstag-Nachmittag, als ich meinen Eltern, Mutter saß am Wohnzimmertisch, Vater lag auf der Couch, die frohe Botschaft verkündete. Stille im Raum, meine Erwartungen über ihre Freude waren enorm. Nach gefühlten 10 Minuten sagte mein Vater: „Da kannste ja Kümpels in Bevensen besuchen".

Zwei Aufgaben mit höchst unterschiedlichem Erfolg hatte ich an der Hochschule vorher noch zu bewältigen. Den Falstaff in „Die lustigen Weiber" und den Polizeichef in Benjamin Brittens Oper „Albert Herring". Während Ersterer „durchaus zu Hoffnungen berechtigte", wie der Tagesspiegel schrieb, war „der vorzüglich mimende Polizeichef Heinz Matschke sängerisch leider völlig unzureichend", so Herr Bauer in der Morgenpost. Hauptursache für dieses Versagen war wieder das grausame Lampenfieber und der ungewohnte und sehr störende mit Mastix angeklebte Bart. Und natürlich die noch nicht gefestigte Technik.

Mit einem Vertrag in der Tasche gestaltete sich meine Abschlussprüfung durchaus erfolgreich. Sie ist in erster Linie für die spätere Rente wichtig, natürlich damals schwer nachvollziehbar. Oratorium, Lied, auch 20. Jahrhundert und Oper sollte das Programm enthalten.

Am 11.7.69, begleitet von Prof. Schmidt-Rhein nachmittags im Hochschulsaal, sang ich: „Nun scheint im vollen Glanze", Rezitativ und Arie aus der Schöpfung, 2 Schubert-Lieder („An Sylvia" und

„Gruppe aus dem Tartarus"), 2 Lieder von Wolfgang Fortner („Liebeslied" und „Frühlingslied") sowie Arien aus Simone Boccanegra und der Entführung aus dem Serail.

Lüneburg meldete sich, der Intendant selbst fragte am Telefon, ob ich Sächsisch könne. Natürlich konnte ich, und so kamen zwei Tage später das Textbuch und der Klavierauszug von „Wiener Blut", Operette von Johann Strauß, und der Studierauftrag, den Fürsten Ypsheim Gindelbach, Premierminister von Reuß-Schleiz-Greis vorzubereiten. Ich erinnerte mich sofort an eine von mir besuchte Vorstellung etwa 1955 im Admiralspalast. Wiener Blut mit dem damals aufstrebenden Martin Ritzmann als Graf Zedlau, Hella Jansen als Gabriele und dem großartigen Komiker Fred Kornström, der diesen Fürsten köstlich spielte, ständig verblüfft und als Sachse in Wien nichts kapierend, sagte „das haut den stärksten Eskimo vom Schlitten".

Jedenfalls, als ich unserm Opernschullehrer, Kammersänger Fritz Hoppe, langjähriger Bassbuffo der Städtischen Oper und ordentlicher Professor an unserer Hochschule, von meiner ersten Rolle erzählte, war er hin und weg. In seinem noch immer vorhandenen sächsischen Dialekt sagte er: „Junge, diese Rolle bringe ich dir bei, das war meine Glanzrolle." Richtig, er hatte in der Städtischen Oper nach dem Krieg in der Spielzeit 1950/51 den Ypsheim gesungen. Hans Lenzer dirigierte. Rita Streich war die Pepi, Irma Beilke Cagliari und Klaus Günter Neumann war der Josef. Dieser Klaus Günter Neumann hatte noch einen anderen Job: Text und Musik für die sonntägliche Radiosendung beim RIAS „Klaus Günter Neumann und seine Insulaner". Diese Sendung versäumte kaum jemand.

„Wiener Blut" mit Fritz Hoppe (eine Aufnahme von dieser Produktion existiert) wurde in Berlin über 100-mal in derselben Besetzung gespielt. Ich war durch die wunderbaren Helfer Hoppe und Lenzer bestens vorbereitet.

Künstlername?

Der Studienkollege Rainer Krause, der in der Roonstraße in Steglitz wohnte, benannt nach dem berühmten General, nannte sich fortan Rainer Roon. Wir sollten beide später sowohl in Lüneburg als auch in Osnabrück noch gemeinsam auf der Bühne stehen. Dietmar Stommel, ebenfalls Tenor, nannte sich fortan Cordan, obwohl ein Operettentenor mit diesem Nachnamen im Titania Palast gerade in Gräfin Mariza auftrat.

Ich kann mich kaum noch erinnern, mit wem ich einem Künstlernamen für mich suchte. Bei den Initialen H. M. wollte ich bleiben. Der Name sollte schön klingen. Nach langem Hin und her, sicher mit viel Spaß, nannte ich mich nach meinem früheren Radrennfahrer-Idol Ronny Maraun, der Anfang der Fünfzigerjahre in Berlin-Weißensee auf der Radrennbahn und in der Ostseestraße, quasi bei uns um die Ecke, der Lokalmatador war. Jahrgang 1928, gestorben mit 88 Jahren in Chemnitz.

Mein Vater war nicht begeistert. Sein schöner deutscher Name Matschke sollte nun nicht in Verbindung mit seinem singenden Sohn stehen.

In diesem Zusammenhang vorweg eine Episode, die sich zwei Jahre später ereignete. In der großen Bäckerstraße in Lüneburg besuchte ich mit meinen Eltern das Café Rauno. Der Chef begrüßte meinen Vater mit „Herr Maraun". Ohne Umschweife giftete mein Vater: Matschke.

Mein Vertrag in Lüneburg begann am 15. August. Schon eine Woche vorher fuhr ich mit meinem Opel Kadett nach Lüneburg auf Zimmersuche. Bei 600,– DM Gage, also 406,– DM netto, konnte ich mir eine Wohnung nicht leisten, wohl aber ein Zimmer mit Familienanschluss und Küchenbenutzung bei Familie Weber in der Dahlenburger Landstraße 102. Herr und Frau Weber waren ganz einfache Leute, hatten aber ein Abo für die kommende Saison, was sicher mein Glück war. Ich mietete zum 15.8. und fuhr am selben Tage wieder nach Berlin zurück.

Eine Woche später, pünktlich um 10:00 Uhr, begrüßte der Interimsintendant, Hans Heinz Janka, ein kleiner fröhlicher Mann, 60 Jahre, der gleich nach dem Krieg in Lüneburg als Schauspieler anfing, sein Ensemble. Im Musiktheater neu waren der Tenor Georgios Canas, von Detmold kommend, der Regisseur Karl Luce, die Ballettmeisterin Ingeborg Haferkamp, beide aus Berlin und ich, dazu Fräulein Lindner im Schauspiel, die meinen ersten Eindruck („Plinkpunne" abfällig auf berlinerisch) im Laufe der Spielzeit voll bestätigte.

Die „alten Hasen" Bernd Kranz, Kölner Tenorbuffo, in der zweiten Spielzeit in Lüneburg und Helge Lockemann, früher mal Bass, dann bei der Zeitung und jetzt drastischer Komiker und GDBA-Obmann, also Gewerkschaftler, rümpften ihre Nasen, als sie den für diese Rolle doch viel zu jungen Heinz Maraun kennenlernten. Sie freuten sich schon darauf, mich an die Wand zu spielen, wie mir ein paar Monate später Kranz erzählte. In der Tat, mit beiden hatte ich auf der Bühne viel zu tun, aber nach einer Woche Proben wussten beide wohl, dass ich zwar ein Anfänger war, mich aber nicht so verhielt. (Bild Seite 49)

Die Kolleginnen Welge und Bergmann, mit denen ich ebenfalls viel zu tun hatte, waren da schon etwas kollegialer. Frau Annelies Welge aus Lübeck, eigentlich viel zu alt für die Cagliari, (der junge alte Fürst und die alte junge Geliebte) bemutterte mich immer, gab mir Ratschläge und bat mich um dies oder das, was ich zunächst als Hilfe annahm und erst ein bisschen später merkte, dass sie sich damit in den Vordergrund spielen wollte. In den Dialogen mit Frau Bergmann wollte es überhaupt nicht klappen, denn jeder Satz von mir wurde von ihr verlacht, ständig stieg sie aus, mich störte das nicht, empfand es als Bestätigung meiner Witzigkeit, aber der Regisseur hatte dafür keinen Humor. Er hatte sowieso keinen Humor! Die Vorproben-Zeit machte unheimlich viel Spaß, ich wurde jeden Tag sicherer, und auch musikalisch hatte ich die Rolle im Griff. Anerkennung bekam ich zur Genüge, die Schauspieler staunten über meine Pointensicherheit und hielten mit lobenden Worten nicht hinter dem Berg. (Bild Seite 49)

Die Premiere am 1. Oktober war ein schöner Erfolg Erfolg, beim Publikum kam ich gut an, und in den Zeitungen hieß es, dass H. M., ebenfalls ein „neues Gesicht im Lüneburger Rampenlicht, nach allzu drastischer Komik drängt, aber stimmlich ausgezeichnet ist". Eberhard Tilgner von der Lüneburger Landes Zeitung, quasi der Kultur-Papst, schrieb, dass ich mich als ein ausgesprochen komisches Talent präsentierte, der mit seinem sächselnden Premierminister die Lacher immer wieder auf seine Seite zog. Und Frau Liselotte Domsgern, die Gattin des damaligen Chefdirigenten des NDR Orchesters in Hannover, Richard Müller-Lampertz, in Winsen/Luhe wohnend und für die Winsener Zeitung schreibend, meinte, dass „die Rolle des Grafen Zedlau glänzend besetzt war, was auch für die des Fürsten Ypsheim gilt, den Heinz Maraun ebenso glänzend mimte wie er die Partie bravourös sang".

Ich hatte viel gelernt. Allerdings war es schwierig, mit dem vermeintlichen Erfolg umzugehen, allabendlich nach den Vorstellungen gab es den „Lohn" zunächst im Brauhaus am Sande und gegen 1:00 Uhr die Bratwurst vor dem Rathaus auf dem Marktplatz. Wenn ich mit Bernd Kranz und einigen Kollegen im Münchner Brauhaus auftauchte, dauerte es nicht lange, und der Mann am Keyboard begleitete Bernd Kranz mit den damaligen Hits „Azzurro" und die „Delila". Prompt standen dann Biere und manchmal auch ein Kraut-Salat für die armen Künstler auf unserem Tisch. Bernd Kranz war in seinem Element, diese beiden Hits konnte er wesentlich besser als alles andere, was er auf der Bühne ablieferte. Ein Jahr später war er wieder Verkäufer in der Herrenabteilung von C & A in seiner Heimatstadt Köln.

Jedenfalls gab es in den ersten drei Monaten meines Berufslebens kaum einen Abend, an dem ich vor 1:00 Uhr im Bett war. Und noch schwieriger war es, die Extempores, die mir ältere Kollegen schmackhaft machen wollten, als gut oder schlecht einzuordnen. Vom Tenor Theo Thünken (Gast) übernahm ich einen besonderen Joke, der am Abend glänzend ankam. Am nächsten Morgen wurde ich zur Intendanz bestellt, und Janka sagte mir, dass sich Kollegen beschwert hätten, „du als Anfänger würdest ständig extemporieren. Ich war gestern in der Vorstellung, du warst ganz prima, mach es weiter so, aber bitte nichts Neues". Als im ersten Akt der schimpfende Kutscher die Bühne verlässt, nachdem er mich, den nichts kapierenden Fürsten, im Wiener Dialekt zur Sau gemacht hatte, rief ich ihm leise ängstlich hinterher: „Räuber", drehte mich nach vorn und sagte: „Dem habe ich's aber gegeben". Das war ab sofort der erste echte Brüller des Abends.

Meine zweite Premiere: (Bilder Seite 49) *Das Land des Lächelns am 29. Oktober*

Der Obereunuch in der Meister-Operette von Franz Lehar war meine zweite Aufgabe. Von Karl Luce vom Blatt, wie man so sagt, inszeniert, stand das Sängerpaar Hella Bergmann als Lisa und Georgios Canas als Sou-Chong im Mittelpunkt. Canas sang großartig, ich bewunderte seine stabile Gesangstechnik und bat ihn, mir Unterricht zu geben. Kurze Zeit später bot er mir an, ein großes Zimmer in

- „Wiener Blut" – als Fürsten Ypsheim Gindelbach, mit B. Kranz und H. Lockemann
- Anneliese Welge und Hella Bergmann
- „Land des Lächelns" – als Obereunuch

seiner Riesenwohnung unweit des Theaters zu übernehmen. Kurz vor Weihnachten zog ich ein. Seine Lebensgefährtin und spätere Frau, die zauberhafte Margaret Turner, war als lyrischer Sopran in Krefeld/Mönchengladbach engagiert, also relativ selten in Lüneburg. Es war eine glückliche Fügung, mein unprofessionelles Lotterleben hatte ein Ende. Nach jeder gemeinsamen Vorstellung sofort nach Hause. „Morgen um zehn ist eine Probe, und deshalb muss ein Sänger lange vor 0:00 Uhr ins Bett" war seine Devise, die auch die meine wurde und die ich in den nächsten 45 Jahren beibehalten sollte. Ich habe Giorgios mit seiner vorgelebten Disziplin viel zu verdanken. Stimmlich konnte ich von ihm eine Menge abnehmen, hilfreich war auch, dass er meine Leistung nach jeder Vorstellung und Probe hilfreich beurteilte. Er war Schüler von Francesco Carino in Düsseldorf, davon später.

Die zweite Soubrette im Ensemble war Renate Czesla, Schülerin des berühmten Hamburger Baritons Horst Günther, nach Beendigung seiner Karriere ein hoch geschätzter Gesangsprofessor. Horst Günther, damals 57 Jahre alt (gelebt von 1913 – 2013!), besuchte seine Schülerin, um sie als Pepi in „Wiener Blut" zu hören, aber auch für ein anschließendes Schäferstündchen. Jedenfalls, der Professor sprach mich nach der Vorstellung an und versicherte mir liebevoll, dass, wenn ich so weiter sänge, spätestens in zwei Jahren meine Stimme kaputt sei. Er hatte das so selbstverständlich und glaubwürdig versichert, dass ich zwar erschüttert war, seine Worte aber sehr ernst nahm.

Hans Heinz Janka inszenierte das „Weihnachtsmärchen" (ab 30.11.69) und besetzte mich mit dem Schuster Flick. Er spielte mir meine Rolle stark übertreibend vor, ich übernahm etwa die Hälfte davon, und die Rolle war aufführungsreif. Den gestiefelten Kater gab Fräulein Lindner. Sie benahm sich so, als sei sie „wer". Richtig war aber, dass sie kaum begonnen hatte, jemand zu werden. Nun ist ja Märchen Spielen für Anfänger deshalb so wichtig, weil man sich in mehr als 35 Vorstellungen (von Ende November bis zum 25. Dezember) „freispielen" kann. Meine Rolle war klein, gleich zu Beginn hatte ich zwei Szenen. Der Tagesablauf war folgender: Frühstück Kantine, 9:30 Uhr, bis 12:30 Uhr Probe „Blume von Hawai", Mittagessen im Kaufhaus Kerber, Menü eins 2,90 DM, Menü zwei 3,20 DM. 13:30 Uhr schminken, 14:00 bis 16:00 Uhr 1. Märchenvorstellung, 17:00 bis 19:00 Uhr 2. Vorstellung. In der Pause wurde in der Kantine wie verrückt Malefiz gespielt. Von der Gewerkschaft abgesegnet: verkürzte Ruhezeit. Also ab 20:30 Uhr wieder Bühnenprobe für die Operette, die kurz vor Weihnachten Premiere haben sollte. Dennoch, die Stimmung war immer gut, bis auf Fräulein Lindner waren alle glücklich mit ihrer Arbeit und dem Theater-Leben. „Ich bin viel zu gut für Lüneburg", hörte ich oft von ihr. (Bilder Seite 53)

Der Routinier Günter Hutsch, der Müllerbursche Hans, war natürlich in seinem Element. Er spielte die Hauptrolle und hatte in fast jeder Vorstellung einen Joke parat, der die Kollegen, die es betraf, vor große Herausforderungen stellte. Besonders auf Fräulein Lindner, auch von ihm nicht sehr geschätzt, hatte er

es abgesehen. Entweder berührte er sie vermeintlich unsittlich, was sie sofort ihren Text vergessen ließ. Wenn sie dann „hing", wie es genannt wird, extemporierte er ohne Ende, fragte nach ihrem Text: „Kater, Du wolltest mir noch etwas sagen oder hast Du nicht gestern gesagt oder ich erinnere mich, dass Du gestern" und so weiter und so fort, es war zum Brüllen. Und natürlich liebten alle, außer Fräulein Lindner, die Show von Günter Hutsch. Spielverderberin wollte sie allerdings auch nicht sein, bei der Intendanz oder beim Abendspielleiter beschwerte sie sich nie.

Unvergesslich für mich eine Szene, in der Hutsch den Kater von seiner Wurst abbeißen lassen sollte. Offenbar hatte diese Bockwurst das Haltbarkeitsdatum lange überschritten, war schmierig und roch unangenehm. Lindner alias Kater bemerkte das natürlich und verzog sich schmollend. Als er mir, dem Schuster Flick, die Wurst schmackhaft machen wollte, sagte ich spontan: „Bin satt, hatte gerade bei Kerber das große Menü". Auf und hinter der Bühne großes Lachen, es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis die Vorstellung weiter ging. Insgesamt hatten wir 38-mal großen Spaß.

Einmal allerdings war der Spaß wirklich nur begrenzt. Doch von vorn. Am Morgen des 23. Dezember 1969 wurde Hans Heinz Janka offiziell zum Intendanten des Stadttheaters Lüneburg ernannt. Nachdem der offizielle Teil erledigt war, die Ober- und Stadtdirektoren das Theater verlassen hatten, wurde die Ernennung tüchtig begossen. Um 14:00 Uhr sollte die letzte Vorstellung vom „Gestiefelten Kater" vor Heilig Abend sein. Oberspielleiter Horst Gottfried Wagner, der für den grippekranken Dietrich Straß den König übernommen hatte, meldete sich um 13:15 Uhr krank, offiziell. Genau gesagt, er hatte zu tief ins Glas geschaut und war hin. Herr Janka kam in meine Garderobe und bat mich, ebenfalls ziemlich besoffen, den König zu übernehmen. Zunächst spielte ich also meinen Schuster, um dann 5 Minuten später mit dem viel zu großen Königsmantel die Bühne zu betreten. Um es kurz zu machen, ich hatte die ersten drei Sätze parat und sagte dann wie zufällig zum Müllerburschen Hans alias Günter Hutsch: „Hans, ab sofort bist du mein Haushofmeister und sprichst für mich", was dieser Vollblutschauspieler natürlich mit Wonne tat. Den Rest habe ich schweigend über mich ergehen lassen, allerdings endete die Vorstellung eine Viertelstunde früher. In der Lüneburger Landeszeitung stand drei Tage später unter der Rubrik „Namen der Woche" Folgendes: Die Königin im Märchenspiel vom gestiefelten Kater, das heute Nachmittag zum letzten Mal über die Bühne des Lüneburger Stadttheaters geht, die charmante Schauspielerin Lore Handrock, hatte einen ungewöhnlichen Verbrauch an Königen. Zunächst wurde ihr Gemahl Dietrich Straß so schwer grippekrank, dass Oberspielleiter Horst Gottfried Wagner die Rolle seiner Majestät übernehmen musste. Wenige Tage später lag auch er mit Fieber im Bett, so dass schließlich Märchen-Schustergeselle Heinz Maraun als König Nummer drei den Purpurmantel umgehängt bekam. Obwohl Maraun in der in der sagenhaft kurzen Frist von nur 2 Stunden in dieser märchenhaften Weise avancierte, spielte er den Herrscher ohne Furcht und Tadel. Königin Lore nahm die raschen Gattenwechsel mit Gelassenheit und Gleichmut hin.

Blume von Hawaii

Der Kanako Hilo in der „Blume von Hawaii“ gehörte nicht zu meinen Erfolgserlebnissen. Zwar hatte ich mir für 100,– DM vom Theaterschneider eine weiße Hose anfertigen lassen, aber meinem Singen half auch die Hose nicht viel. Es war diese Phrase, im Violinschlüssel notiert: „Ein Paradies am Meeresstrand, das ist mein Heimatland …”, was im Laufe des Abends dann noch gefühlte „50 Mal vom Personal“ wiederholt wird und eigentlich für eine Tenorstimme gedacht ist. Im Dezember war ich das erste Mal stimmlich am Boden, habe diese schöne Phrase glanzlos acht Töne tiefer gesungen, also oktaviert. Weder Regisseur noch der Kapellmeister störten sich daran, ich war so weit hinten stehend, ohnehin nicht zu hören. In der Landeszeitung schrieb Herr Tilgner: Heinz Maraun stellte als Kanako Hilo einen glaubhaften Honolulu-Revolutionär auf die Beine.

Eine der Hauptpartien, der Jim Boy, war mit Dieter Ballmann, Gast aus Basel, besetzt. Zwischen den Proben kümmerte ich mich um ihn: Mittagessen im Restaurant vom Kaufhaus Kerber, dann unterhaltsame Spaziergänge entlang des Flüsschens Ilmenau. Ein halbes Jahr später sollten wir uns in Basel wiedersehen, davon später. (Bilder Seite 53)

17.12.69

Wer in Lüneburg als Anfänger startet, für den gibt es kein Ausruhen. Noch vor Weihnachten begannen die Proben zu „Frau Luna”. Diese Berliner Operette von Paul Linke war für das Ensemble leichter zu bewältigen, zumal es wieder vom Blatt inszeniert wurde. Die „Berliner Luft”, bis heute ein Hit (Waldbühne: Berliner Philharmoniker) wie auch „Schlösser, die im Monde liegen” und „Schenk mir doch ein kleines bisschen Liebe“, sind nicht tot zu kriegen; diese Lieder sind zeitlos. Auch 2019 erlebt „Frau Luna” eine Neu-Inszenierungen im „Tipi” am Kanzleramt in Berlin. Hochaktuell, denn z. Z. will das Volk seine gewählten Vertreter am liebsten „alle zum Mond schießen“.

Mit dem „Pannecke” hatte ich wieder „was auf die Beine gestellt”. Das war nun schon in meiner kurzen Theaterzeit zum dritten Mal „schönste Bestätigung meiner Arbeit” vom Kulturpapst Tilgner, Kulturchef der Lüneburger Landeszeitung.

Als die Verantwortlichen die Spielzeit 69/70 planten und sich für „Frau Luna” entschieden, war kurze Zeit vorher (20/21. Juli 69) der Mond zum ersten Mal von einem Menschen (Neill Amstrong) betreten worden.

„Frau Luna” spielt in Berlin 1899, eine phantastische Mondlandschaft. Steppke bastelt an einem Ballon für die Mondfahrt, und eines Nachts schwebt die Gondel mit seinen Freunden Lämmermeier und Pannecke heimlich in den Berliner Himmel Zielrichtung Mond. Der Mond scheint ein einziger Vergnügungspark zu sein. Venus, Mars und die Götter der Gestirne geben sich ein Stelldichein bei rauschenden Festen. Prinz Sternschnuppe (Tenor) liebt Frau Luna (Sopran). Doch die interessiert sich plötzlich für den Neuankömmling Steppke. Nach einigen Turbulenzen findet jeder Topf seinen Deckel, und die Erdbewoh-

- „Blume von Hawaii" – als Kanako Hilu
- „Weihnachtsmärchen" als SchusterFlick
- „Frau Luna" – dito 1899

ner reisen zurück in der Erkenntnis, dass es auf dem Mond auch nicht anders zugeht als in der heimischen Mansardenwohnung. (Bilder Seite 53)

Meine erste Spielzeit am Lüneburger Stadttheater endete am 30. April. Ich hatte insgesamt 116 Vorstellungen absolviert, für meine zweite Spielzeit hatte mir der Intendant zwei große Rollen zugesagt: Nasoni in „Gasparone" und den Zaremba in „Polenblut". Eine neue Bleibe musste ich mir auch suchen, denn Georgios Canas ging als lyrischer Tenor an das Staatstheater Wiesbaden.

Nach 24 Tagen Tarifurlaub gingen die Lüneburger Künstler stempeln. Ich hatte Glück, denn die Zentrale Bühnenvermittlung Frankfurt, kurz ZBV, empfahl mir, mich beim Tourneetheater Grabowski in Basel zu bewerben. Kurze Zeit später bekam ich eine Einladung für eine Produktion vom „Bettelstudenten".
Ich sollte den Leutnant von Schweinitz in garantierten 30 Vorstellung für ein Monatsgehalt von 1.500,– DM netto geben. Zur Erinnerung: meine Gage in Lüneburg betrug 600,– DM brutto.

Bevor ich dieses lukrative Engagement in Basel antrat, fuhr ich Anfang Mai nach Düsseldorf, um bei Francesco Carino Unterricht zu nehmen. Dieser damals etwa 70-jährige Italiener war Gesangscoach für die meisten Sänger und Sängerinnen der Düsseldorfer Oper. Als ich zum ersten Mal die Kellerräume, in denen er unterrichtete, betrat, waren prominenteste Sänger anwesend, die vom Maestro für die abendliche Vorstellung eingesungen wurden.

Obwohl Carino auch nach 30 Jahren in Deutschland kaum Deutsch sprach, hatte er so eine suggestive Kraft und Ausstrahlung, dass es genügte, wenn er von „locker" sprach. Ich wohnte für eine Woche in Krefeld bei meiner Studienkollegin Zdenka Djeri, die am Theater Krefeld/Mönchengladbach als lyrischer Sopran engagiert war. Allabendlich besuchte ich die Vorstellungen, unter anderem eine grandiose „Carmen" mit meiner Studienkollegin Rose Wagemann in der Titelrolle und dem später weltberühmten spanischen Tenor Juan Lloveras. In kurzer Zeit lernte ich fast das ganze Ensemble persönlich kennen.
Die Operettenproduktionen an diesem Haus waren hervorragend. Allein der Auftritt des Kapellmeisters Charly Schneider war ein Stück im Stück und das Eintrittsgeld wert. Im Frack, Zylinder und mit weißem Schal, von der Bühne ans Pult tretend, Kusshändchen nach jeder Gesangsnummer, er allein machte eine Atmosphäre, die jeden auf der Bühne zu Höchstleistungen antrieb. Es waren Aufführungen wie aus einem Guss, ein echtes Operettenensemble mit einem Tanz-Buffo-Paar und einem richtigen Operettentenor, dazu großartige Komiker, von denen ich in „Land des Lächelns", „Wiener Blut" und „Maske in Blau" eine Menge lernen konnte. Kleine Episode am Rande: beim Pförtner zeigte die Kollegin Wiborski, am Haus das Fach der Komischen Alten bekleidend, auf einen Herrn. „Der geht nach Hannover für Bernd Weikl".
Es war mein späterer Kollege und Förderer Wolfram Bach, ab 1970 gefeierter Bassbariton in Hannover.
Die einwöchige Arbeit mit Maestro Carino tat meiner ramponierten Stimme gut, ich hatte hilfreiche Übungen gut umsetzen können, mein Selbstvertrauen war gestärkt.

Für eine Woche fuhr ich noch nach Berlin, fühlte mich aber im Elternhaus nicht willkommen. Zufällig traf ich meinen Studienkollegen Vladimir de Kanel mit seiner Frau Neomar, die letztes Hab und Gut von Berlin nach Frankfurt transportieren wollten. Ich hatte in meinem Opel Kadett noch Platz für ihre Kommode, konnte ihnen also helfen und machte auf meinem Weg nach Basel Station in Frankfurt. Vladi, ein Brasilianer, in Peking geboren, hatte einen Vertrag an der Oper Frankfurt als Bass-Anfänger. Seine erste Vorstellung, er sang den Masetto in „Don Giovanni", dirigiert vom Intendanten und Generalmusikdirektor Christoph von Dohnanyi – habe ich mit großer Begeisterung erlebt.

Anfang Juni meldete ich mich bei der Konzertdirektion Gebrüder Grabowski in Basel und war erstaunt, wie locker es dort zuging. Die Gebrüder G. leiteten zu dieser Zeit das größte Tourneetheater Europas, und der „Bettelstudent" war nur eine von mindestens sechs Produktionen, die gleichzeitig tourten. Dirigent Ernst-Günther Scherzer suchte noch eine zweite Besetzung für den Enterich. Ich hatte die Rolle studiert, sang ihm vor und bekam die mündliche Zusage für 26 Vorstellungen. Leutnant von Schweinitz war ich an den Wochenenden in Basel und von Montag bis Freitag auf Tournee der Enterich. Einer von den vier Offizieren war Dieter Ballmann, dem ich Monate zuvor in Lüneburg das Leben außerhalb des Theaters ein bisschen angenehmer gestaltet hatte. Hier in Basel, in seiner Heimat, war er ein ganz anderer. Jedenfalls war er in den darauffolgenden sechs Wochen ein angenehmer Gastgeber, zusammen verfolgten wir die Fußballspiele der Weltmeisterschaft im Fernsehen. Überhaupt, mit den Kollegen dieser Produktion, meist alte Routiniers mit jahrzehntelanger Berufserfahrung, kam ich bestens aus. Von einem der Kleindarsteller, der seit 20 Jahren bei Grabowski engagiert war, sagte man, er sei inzwischen 10.000 Mal über das Frankfurter Kreuz gedonnert. Der erste Tenor war Spiro Makri, lange Jahre in Wien am Raimund Theater. Er, ein Haudegen, der genau wusste, wie man sich verkauft, allabendlich hatte er das Publikum „im Griff". Ich sprach ihn mit „Onkel Spiro" an, hörte ihm gern zu, wenn er vom wöchentlichem Saunieren mit Jopi Heesters „beiläufig" erzählte. Daneben der 2. Tenor Manfred Niemann aus Detmold, immer zögerlich und ein bisschen verklemmt. Etwas später werde ich eine Anekdote erzählen, die meinen ersten Eindruck von ihm voll bestätigte. Der „Ollendorf" war mit einem älteren Tenor besetzt, Helmut Nodari, eine bekannte Schweizer Sängerpersönlichkeit.

Die zauberhafte „Laura" Roberta Ging war zu dieser Zeit schwanger, verheiratet mit dem Operettenkomiker Klaus Ofczarek (damals in Hof engagiert). Der Sohn, den sie Anfang 1971 gebar, wurde Schauspieler, ist seit langer Zeit einer der Ersten am Wiener Burgtheater: Nicolas Ofczarek.

Margareth Vogel, die in der Produktion den „Richthofen" mimte, hatte einen Vertrag für die kommende Spielzeit in Lüneburg und war natürlich besonders glücklich, durch mich vieles über ihren zukünftigen Arbeitsplatz zu erfahren. Ihre Eltern hatten

am Zürichsee die größte Segelmacherei. An einem spielfreien Tag lud mich die Familie Vogel in ihr Chalet hoch oben über dem Züricher See zu einem Besuch ein. Die Mutter zog mich ins Vertrauen und offenbarte mir, dass sie sich um ihre Tochter Sorgen mache, weil sie mit einer Frau befreundet sei. Die „Sorge“ der Mutter habe ich kurze Zeit später kennengelernt, ein charmanter „Kerl“, zweiter Alt im Chor. (Bilder Seite 59)

Mit großem Orchester wurde der „Bettelstudent” in Basel Samstag und Sonntag vor begeistertem Publikum gespielt. Zum Wochenanfang ging dann die Tournee los, zwar mit großem Orchester angekündigt, von einer Riesenhammondorgel komplett ersetzt, an den Pulten saßen die Bühnentechniker und der Busfahrer und taten so als ob! Irre komisch.

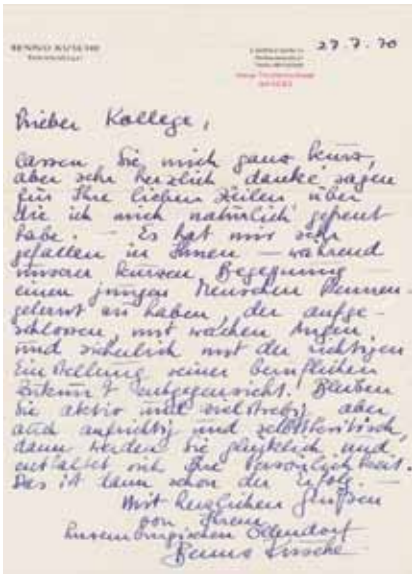
Meinen ersten Enterich gab ich in Brilon/Hochsauerland!! Bus-Abfahrt in Basel 8:00 Uhr, Ankunft Brilon 17:30-Vorstellung, danach Rückfahrt. Ankunft Lörrach 7:00 Uhr in der Frühe.

Am selben Tag abends dann ein Gastspiel ganz in der Nähe, kurz nach Mitternacht im Quartier. Am nächsten Tag: Start in der Frühe. Tour über Berge mit dem Ziel Locarno am Lago Maggiore. Die Busfahrten waren erträglich, ich saß neben der molligen Schweizer Balletttänzerin Jacky Gallo, die auf jeder Fahrt eine 100 g-Tafel Vollmilch-Nuss verdrückte! Lange Rede, kurzer Sinn, sie bat mich, ihrer Studienkollegin Veronika Rotton, genannt Bonnie, bei ihrem Start am Lüneburger Theater zu helfen.

1 Woche in Luxemburg mit angemessener Probenzeit und vier Vorstellungen

Die Begegnung mit Kammersänger Benno Kusche war einfach wunderbar. Von der 1. Minute an wich ich ihm nicht von der Seite, konnte ihm auch helfen, denn er hatte, wie er mir anvertraute, diese Rolle noch nie auf der Bühne gesungen. Dementsprechend war natürlich seine Dialogfestigkeit unterirdisch. Aber wie er den Text von der Souffleuse „abnahm“, das habe ich nie wieder erlebt: er sprach einen Satz langsam und deutlich und dabei gab ihm die Souffleuse den nächsten Satz, das hatte eine Spannung und eine Qualität, umwerfend. Wir wohnten in einem sehr schönen Hotel und schon morgens suchte ich seine Nähe beim Frühstück. Ich hatte nie den Eindruck, dass es ihm unangenehm war. Er spürte wohl, wie sehr ich an seinen Lippen hing und er erzählte mir vertrauensvoll von seiner schwierigsten Zeit im Leben. Nach 14 Jahren an der Bayerischen Staatsoper bekam er die Kündigung, gerade zu einem Zeitpunkt, als er bei einem Autounfall schwer verletzt wurde. Privat hatte er sich von seiner Frau getrennt und lebte mit der wesentlich jüngeren Sängerin Christine Görner zusammen. Die Kündigung, der Autounfall und dann stürzte sich seine Ehefrau zu Tode. „Es war die schlimmste Zeit meines Lebens, denn ich hatte alle gegen mich, täglich stand in der Presse Unschönes über mich und Freunde hatte ich keine mehr“. Dieser gutherzige wunderbare Mensch, den ich bisher nur als großen Sänger und Darsteller von Schallplatte, Film und Fernsehen kannte, vertraute mir den traurigen Teil seiner Biografie an.

- „Bettelstudent" – Basel
- Benno Kusche
- Roberta Ging, Margarethe Vogel
- Brief von Benno Kusche
- Programm „Bettelstudent" – Luxemburg



27.7.70

Lieber Kollege,

Lassen Sie mich ganz kurz, aber sehr herzlich danke sagen für Ihre lieben Zeilen über die ich mich natürlich sehr gefreut habe. – Es hat mir sehr gefallen in Ihnen – während unserer kurzen Begegnung einen jungen Menschen kennen gelernt zu haben, der aufgeschlossen mit wachen Augen und freudlich mit der richtigen Einstellung seinem beruflichen Leben + Aufgaben gegenüber steht. Bleiben Sie aktiv und selbstbewußt, aber auch aufrichtig und selbstkritisch, dann werden Sie zufrieden und auch erfolgreich sein können. Das ist dann schon die Hälfte. –

Mit herzlichen Grüßen

Ihr

Benno Kusche

Freilichtspiele Luxemburg 1970

Der Bettelstudent

Benno Kusche nach einer Vorstellung in geselliger Runde sein Credo über die Textverständlichkeit: „Wenn das Publikum den Text nicht versteht, setzt es sich auf die Stuhlkante, um der Bühne näher zu sein. Nach einiger Zeit tut Ihnen das Kreuz weh, und dann geben sie dir die Schuld.“ (Bilder Seite 57)

Meine zweite Spielzeit in Lüneburg

Diese wunderbare Zeit mit dem Bettelstudenten hatte mich vorangebracht, immerhin hatte ich den Schweinitz 11-mal, den Enterich sogar 23-mal gegeben. Und ich hatte meine zukünftige Bühnenpartnerin Margareth Vogel aus Zürich kennengelernt. Außerdem hatte mir die Tänzerin Jackie Gallo ihre Studienkollegin Veronika Rotton ans Herz gelegt. Ich versprach ihr, mich um Bonni, wie sie genannt wurde, zu kümmern. Die Vorprobenzeit zur 25. Spielzeit 70/71 unter der Intendanz von Hans-Heinz Janka begann am 15. August. Wie üblich wurden alle Mitglieder auf der Bühne begrüßt und die Neuengagierten vorgestellt.

Geprobt wurde im Schauspiel „Othello” in der Regie von Horst Gottfried Wagner und im Musiktheater die Operette „Gasparone” von Karl Millöcker in der Regie von Karl Luce. Ich war bestens vorbereitet. Benno Kusche riet mir, dass das Lied: „Das waren Zeiten” eine Quarte tiefer transponiert werden muss, ursprünglich für Tenor Leo Slezak arrangiert.

In der Probenzeit hatte ich viele „private Aufgaben“ zu bewältigen, musste mich um Margareth Vogel kümmern, und die neu engagierte Sängerin Ingrid Hellinger hatte ein starkes Anlehnungsbedürfnis. Nach jeder Probe wollte sie von mir hören, dass sie schön gesungen hätte und auf einem guten Wege sei. Zu einem Techtelmechtel kam es nicht, mein Verdienst. Und zum Dritten nahm ich mich ja der Tänzerin Veronika Rotton an, die doch überrascht war, als ich sie mit Bonni ansprach. Obwohl mein Englisch nicht vorhanden und ihr Deutsch sehr spärlich, konnte ich ihr helfen. Einrichtungsgegenstände wie Lampe, Geschirr und Bestecke kamen aus Berlin.

Der Inszenator, Herr Luce, war ein guter Dialogregisseur und Dialoge hatte ich ohne Ende. Es war ja meine erste wirklich große Rolle, die ich von der ersten Probe an, wie man so sagt, im Griff hatte. Das Buffopaar Margareth Vogel und Uwe Goslich, zusammen mit Wolfgang Mohr, waren wunderbar engagierte Kollegen. Die Premiere war ein voller Erfolg und die Zeitungen waren voll des Lobes: „Erfreuliche Überraschung des Abends Heinz Maraun, der einen Nasoni von runder Leibesfülle und praller Komik auf die Beine stellte”. (Bilder Seite 60) Wir erinnern uns, auch in der ersten Spielzeit hatte ich bei Herrn Tilgner schon viermal „auf die Beine gestellt”, „eine Leistung, die durch ihr sicheres Gefühl für komödiantische Wirkung und ebenso gesanglichen Stilgefühl imponierte.” Im Winsener Anzeiger: „Heinz Maraun, dieser Erzkomödiant, macht aus dem Bürgermeister von Trapani in toller dickbäuchiger, glatzköpfiger Verwandlung den musikalischen und mimischen Pol des Abends.” Herr Godyla von der Lauenburg Zeitung kam stets in die Generalprobe und danach lud er mich zum Essen ein, auch um

etwas Internes zu erfahren. Er fand, die beiden großen Entdeckungen des Abends waren Heinz Maraun und Wolfgang Mohr.

Privat hatte ich mich für Bonnie entschieden, wollte sie gern erobern. Sie hatte aber eine andere Vorstellung von ihrem zukünftigen Freund. Ich war ihr zu alt und zu dick und sicher auch zu konservativ gekleidet. Mit der Zeit konnte ich sie jedoch davon überzeugen, dass ich es ernst meinte. Unser erster Abend, den wir miteinander verbrachten, war nach der Premiere am 30. September, ihrem 19. Geburtstag. Wir haben bis in die frühen Morgenstunden im Café Rauno gefeiert.

Am nächsten Tag hatte ich schon die erste Probe im Schauspiel. Eine schöne Rolle: der Schiffer Wulkow im „Biberpelz", Gerhart Hauptmanns Diebeskomödie. Ich musste Mutter Wolfen Pelze abkaufen, wollte aber wenig Zahlen. Also ging der Dialog hin und her: „18 muss ick schon haben", „nä, nich mehr wie 15!"

Den Schauspielern ging meine laute Stimme immer auf die Nerven, aber ich konnte nicht anders und man gewöhnte sich dran. Am Vortag der Premiere, wir spielten „Gasparone", verletzte ich mich bei diesem typischen „Buffosprung". Mein Bühnensohn sprang mir freudig in die Arme, ich hielt ihn fest und mein Säbel ratterte gegen meine angespannte rechte Wade. Am nächsten Tag hatte ich einen merkwürdigen Gang durch diese muskuläre Verletzung. Nach der morgendlichen Generalprobe, die in Lüneburg immer am Tag der Premiere stattfand, sagte der langjährige Theaterfotograf Herr Marcowets, dass ihm mein Gang an Hans Bauer erinnere, der den Wulkow in der letzten Inszenierung vom „Biberpelz" 1958 gespielt hätte. In der Premierenkritik der LZ stand: Heinz Maraun gelang die Geste der Unbeholfenheit mit seinem Schiffer Wulkow vorzüglich. (Bild Seite 62)

Ich hatte viel Spaß an dieser Aufgabe. Es war eine nicht zu kleine Rolle, hilfreich der Berliner Dialekt, aber den Kollegen vom Schauspiel sprach ich immer zu laut.

Die Czardasfürstin

Am Tag der Premiere, es war der 28. Oktober, fand morgens auf der Bühne die Trauerfeier für den verstorbenen Intendanten Hans Heinz Janka statt. Er war zwei Wochen vorher in einer Klinik in Hamburg-Harburg nicht unerwartet verstorben. Durch den Tod von Herrn Janka übernahm interimsweise Horst Gottfried Wagner, der Chef des Schauspiels, die Intendanz. Eine seiner ersten Handlungen war die Umbesetzung des Blasius Römer in der Operette „Schwarzwaldmädel". Für den ursprünglich angesetzten Eberhard Zöller sollte ich den Domkapellmeister machen. Ein mutiges Unterfangen, diese Rolle mit einem 29-jährigen Berliner, im Bühnenleben ein schwäbelnder 70er, zu besetzen. Leider war der musikalisch Verantwortliche eben unverantwortlich und ließ mich diese Partie, die für mich zu hoch lag, im Original singen.

• „Biberpe

• „Gasparone" – als Bürgermeister Nasoni

Im Schatten der großen Theater-Stadt: BILD besucht die Bühnen vor Hamburgs Tor

„Bobby" Janka hat sie, die Leute vom leichten Fach . . .

Heute: Lüneburg

Frisch von der Hochschule auf Lüneburgs Bühne

Walter Schröder besuchte Lüneburgs Theater

• „Biberpelz" – als Schiffer Wulkow – mit Dietrich Stass, Christa Schmidt, Helga Lockemann und Eberhard Zöllerå

Charaktertypen rund um den Lüneburger „Biberpelz": von links nach rechts Dietrich Strass als Wehrhahn, Heinz Maraun (Wulkow), Christa Schmidt (Mutter Wolffen), Helga Lockemann (Krüger) und ganz rechts Eberhard Zöller als Julian. Fotos (3): Mac

Heinz Maraun und Uwe Goslich (rechts) sind zwei der Hauptdarsteller, die heute abend in der letzten Premiere des Lüneburger Stadttheaters, in Otto Nedbals „Polenblut" das Publikum mit beschwingten Operettenmelodien erfreuen werden. foto: godyla

- „Schwarzwaldmädel" – als Domkapellmeister
- „Wie einst im Mai" – als Methusalem
- „Polenblut" – als Pan Zaremba

Kurz und gut, ich habe diesen alten, sympathischen Herrn nicht schlecht gespielt, aber besorgniserregend gesungen.

„Was alter Mann, der Domkapellmeister ist jung und verliebt." Wenn ich auf der Bühne mein Alter beklagte, hörte ich die Kollegen in der Seitengasse immer jauchzen, es war unfreiwillig komisch. Ein Gastspiel in Uelzen bedeutete 4-mal „Schwarzwaldmädel" in 32 Stunden. Die Presse war dementsprechend. „Eine weitere schauspielerische Leistung ist der Domkapellmeister von Heinz Maraun, der diese stimmlich wie schauspielerisch schwierige Partie mit Bravour meisterte. H. M. schien für die Rolle des alternden verwitweten Domkapellmeisters zu jung, er entledigte sich dieser schwierigen Aufgabe mit bemerkenswertem Geschick und darstellerischen Talent, auch stimmlich zeigte er sich von einer Seite, die zu den besten Hoffnungen berechtigt. Alles ist fröhlich, alles ist happy, bis auf den Herrn Domkapellmeister, der vom blutjungen Heinz Maraun gespielt wird und im Bühnengeschehen sein würdiges Alter beklagen muss. Das eine stimmt heiter, das andere löst Mitgefühl aus. Auf jeden Fall aber hat sich der junge und äußerst begabte Schauspieler wacker geschlagen und ist mit dem Premierenabend nicht nur einen Tag älter geworden, sondern auch einen beachtlichen Schritt in die nächsten großen Rollen zugewachsen", so Frau Domsgen (Winsen/Luhe).

Nach einem Gastspiel im Saal der Union in Celle stand dann in der hiesigen Zeitung: „Von der menschlichen Seite her wirkte Heinz Maraun als Domkapellmeister am stärksten, das aber nicht wie es sonst häufig geschieht, durch eine sentimentale Betonung seines Spiels, sondern vielmehr durch eine auch stimmlich bescheiden zurückhaltende Gestaltung." Uelzen: „Als zentrale Figur gab Heinz Maraun einen passabel singenden, glänzend agierenden, penetrant schwäbelnden und herzhaft fluchenden Domkapellmeister ab, dem man die reizende Lumpenprinzessin Bärbel fast lieber gegönnt hätte, als dem doch recht steifen Tenor." (Bilder Seite 61)

Weihnachten spielten wir natürlich rauf und runter „Schwarzwaldmädel", aber dann kam schon Ende Januar: „Wie einst im Mai", eine Berliner Operette, in der ich den Methusalem spielte. Im Stück zunächst 25, dann 45 und am Ende 105 Jahre alt. Das machte Spaß, endlich eine Klamotte hoch drei. Wurde von der Presse „verrissen". (BilderSeite 61)

Im April titelte die Lauenburger Zeitung: „Die Krönung der Operettensaison: Eine glanzvolle Premiere feierte Oskar Nedbals Operette „Polenblut" am Mittwoch im Lüneburger Stadttheater." Der musikalische Leiter Peter Klier hatte selbst inszeniert und ich hatte mit dem Pan Zaremba endlich eine Partie, die meinen stimmlichen Möglichkeiten entgegenkam. „Ich bin ein Diplomat" ein Couplet, das mit einem tiefen D endet, bescherte mir einen schönen Erfolg. (BilderSeite 61)

In „Eva Im Abendkleid" von Nico Dostal hatte ich einen nervösen Rechtsanwalt darzustellen. Schauspieler Günter Dittrich half mir erfolgreich. „Heinz Maraun mit einem sehr originellen Auftritt als viel beschäftigter wie zerstreuter Anwalt erhielt einen Sonderapplaus".

Nach über 100 Vorstellungen endete meine zweite Spielzeit mit einem Gastspiel „Polenblut“ in Hameln. Einen Vertrag für 1971/72 hatte mir noch der verstorbene Hans Heinz Janka gegeben.

Das Sommer-Engagement auf der Freilichtbühne Rehberge, Berlin-Wedding, kam durch meinen ehemaligen Opernschullehrer, den Regie führenden Fritz Hoppe, zustande.

„Der liebe Augustin”, eine Operette von Karl Zeller mit mir als Klosterbruder Matheus war für acht Vorstellungen im Juli und August geplant, Probenbeginn am 8. Juli. (Bilder Seite 66)

Die Produktion vom lieben Augustin in Rehberge machte Spaß, obwohl ich den stimmlichen Anforderungen nur zum Teil gerecht werden konnte. In erster Linie hatte ich meinen Erfolg dem temperamentvollen Pony, auf dem ich im gestreckten Galopp auf die Bühne ritt, zu verdanken.

Meine 3. Spielzeit in Lüneburg mit neuem Intendanten und …

Mitte Januar 1971 wurde Hannes Houska, bisher Operetten-Buffo und Spielleiter an den Städtischen Bühnen Freiburg zum Intendanten des Stadttheater Lüneburg ernannt. Mein neuer Chef besuchte die Vorstellung von „Gasparone”, um mich danach mit den Worten zu begrüßen: „na, hat es Spaß gemacht“?

15. August, der erster Arbeitstag unter der neuen Intendanz. Kurze Begrüßung und Vorstellung der neu Engagierten: Dieter Fuchs, bisher Regensburg, Christian Reimers, Tenor, und der Buffo und Regisseur Danny Brees sowie als Gast Rotraut Wallner und … H. H. war mit seinem „Wiener Hausmeistercharme“ und der selbstgefälligen Ausstrahlung ein „Stimmungsmörder“, er verbreitete Angst. Bei den Proben herrschte ein für mich völlig neuer Ton. Der Intendant inszenierte „Victoria und ihr Husar”, Operette von Paul Abraham. Und wie! Schon am zweiten Tag bat ein Buffo, der den Ferry geben sollte, um Auflösung seines Vertrages, Houska hatte ihn in zwei Proben so fertig gemacht, dass dieser nicht Unbegabte verzweifelt aufgab. Houska übernahm die Rolle, was wohl auch von vornherein geplant war. Die Probenatmosphäre war emotional kaum zu ertragen. Ich war mit dem Bürgermeister Bela Pörkölty, ein charmanter 3. Akt-Komiker, der ein kleines Auftrittslied zu singen hatte, besetzt. Der Regie führende Intendant ließ mich schon im Vorspiel in einer „stummen Juhle“ über die Bühne laufen, mein eigentlicher 1. Auftritt im Stück gute 2 Stunden später. Ich musste während der Proben immer damit rechnen, plötzlich gefragt zu sein. In diesen ersten drei Wochen meiner 3. Spielzeit habe ich mehr Druck gespürt, als in den zwei Jahren zuvor. (Bilder Seite 66)

29.9. 71

Die Premiere war ein großer Erfolg. Der Intendant wurde als Darsteller und Regisseur gefeiert. Er hatte sich selbst hervorragend inszeniert, mit Margret Vogel die bekanntesten Duette zu singen: „Meine Mama war aus Yokohama, aus Paris war der Papa“, sowie „My golden Baby”, alles Hits ,die das ältere Operettenpublikum sehr gut kannte. Aber auch alle anderen Darsteller wurden entsprechend gefeiert. Noch während der Vorhänge fauchte mich Houska an, ich war ihm „zu privat“! Er brauchte einen „Blitzableiter“ und das „schwächste Glied in der Kette“ war ich! Bin dann auch nicht zur Premierenfeier gegangen: diesen scheußlichen Menschen wollte ich nicht mehr begegnen.

Ich hatte einen schönen Publikums- und Presseerfolg: „stimmlich und darstellerisch ein Kabinettstückchen, der Bürgermeister Pörkelty von Heinz Maraun; Heinz Maraun bietet als weinseliger Bürgermeister eine Leistung von köstlicher Komik. Hier wächst offensichtlich ein begabter Sänger mit bemerkenswerten darstellerischen Quantitäten heran.

In der letzten Woche vor der Premiere filmte der Norddeutsche Rundfunk an zwei Tagen während der Proben von „Herrn Puntilla und sein Knecht Matti” und „Viktoria und ihr Husar”. Die Sendung über Norddeutsche Theater am 7. Oktober zeigte dann „lediglich“ in einem 5-Minuten-Beitrag über unser Theater meinen kompletten Auftritt im dritten Akt von „Victoria und ihr Husar” und ein paar gestelzte Worte des Intendanten.

„Der Vogelhändler” von Karl Zeller wurde von Danni Brees in opulenten Bühnenbildern, die man vom früheren Arbeitgeber des Intendanten, den Städtischen Bühnen Freiburg, ausgeliehen hatte, in Szene gesetzt. Laut Vertrag, noch von Hans Heinz Janka erhalten, hätte mir der Baron Webs als Rolle zugestanden. Den spielte nun Dieter Fuchs, der beste Freund des Intendanten, lyrischer Bariton und starker Raucher. Mir blieb der Dorfschulze Schneck, den ich gut im Griff hatte, stimmlich und darstellerisch keinerlei Probleme und somit nervlich wieder besser in Schuss. Kollege Christian Reimers, der den Adam zu verkörpern hatte, war in der Kantine saukomisch, auf der Bühne stocksteif und uncharmant. Damals etwa 45 Jahre alt, hatte er bereits an fast allen kleinen deutschen Theatern (in Hildesheim 2 x) unter dem Namen Christian Witthöft gesungen. Mit neuem Namen sollte Lüneburg seine letzte Station sein. Margarete Vogel war die Post-Christel und sie machte ihre Sache sehr anständig. Da der für den Graf Stanislaus vorgesehene Sänger schon nach zwei Probentagen zu Beginn der Spielzeit aus dem Vertrag ausgestiegen war, suchte die Intendanz einen Tenor für diese Rolle. Dummerweise empfahl ich meinen Studienkollegen Reiner Roon, von dem ich wusste, dass er diese Rolle „drauf“ hatte. Er wurde engagiert, entpuppte sich als Schleimer. (Bild Seite 67)

„Kiss me Kate”, ein Musical von Cole Porter in der Inszenierung von Willi Stari, der höchst erfolgreiche Opernschullehrer an der Musikhochschule in Hannover. Ich erinnere mich, dass wir unter enor-

men Zeitdruck standen. Zu allem Überfluss hatte die Intendanz an eine große Autofirma in Uelzen eine Voraufführung am Vortag der eigentlichen Premiere verkauft. Diese fand am 26. Januar in Lüneburg statt. Natürlich sind die beiden Ganoven ein gefundenes Fressen für jeden Komödianten. Eberhard Zöller, der schwere Held des Hauses, war mein äußerst angenehmer Partner. Neben den schönen Auftritten im Berliner Dialekt war es unser Hit im letzten Akt, im Dunkeln mit Taschenlampen die Bühne zu betretend, eine Statue von Shakespeare zu bewundern und dann nach dem Duett: „Schlag nach bei Shakespeare" mindestens sechs Strophen allabendlich stürmisch gefeiert zu werden. (Bilder Seite 67) Anmerkung: der Intendant hatte mir in einem Gespräch Anfang Januar zugesagt, dass ich „bleiben könne", aber bis April Zeit hätte, wenn ich ein neues, besser bezahltes Engagement bekommen würde. Wie erwähnt, die Premiere in Lüneburg war ein großer Erfolg und der Intendant höchstpersönlich gratulierte mir in meiner Garderobe. Zwei Tage später, Montag früh um acht, überbrachte mir der Briefträger ein Einschreiben. Die Intendanz teilte mir darin mit, dass sie meinen Vertrag nicht verlängern würde. Natürlich war ich geschockt, denn a) hatte er mir zwei Tage vorher scheißfreundlich Komplimente gemacht. Und b) hatte ich doch sein Wort. Kurz und gut, um 10:00 Uhr stand ich vor der Intendantensekretärin Frau Deutscher und bat sie um ein Gesprächstermin mit Herrn Houska. „Der Chef ist für eine Woche verreist!" Stark erregt, konnte ich meine Erschütterung über diesen Wortbruch nicht kontrollieren. Ich verlangte die Rücknahme der Kündigung mit der gleichzeitigen schriftlichen Entgegennahme meiner Kündigung. Am nächsten Tag hatte ich die Bestätigung meiner Kündigung in der Hand, ich war nun ab Ende April arbeitslos. Noch am selben Tag rief mich mein ehemaliger Bass-Kollege Alexander von Mayenburg an. Sein Problem: er hatte einen Vertrag in Osnabrück für 72/73 unterschrieben, aus dem er nur raus käme, wenn er einen gleichwertigen Ersatz stelle, so seine Worte. Ohne ihm von meiner Kündigung zu berichten, bekundigte ich freudig erregt mein Interesse. 2 Stunden später rief er an: Vorsingen Freitag, 13:00 Uhr.

Ich hatte für Donnerstag und Freitag einen bewilligten Urlaubschein in der Tasche und fuhr nach Osnabrück. Gut bei Stimme sang ich zwei Arien auf der Hauptbühne vor und wurde engagiert. Der Intendant Jürgen Brock bat mich in sein Büro und offerierte mir unterschriftsreif einen Vertrag: 2. Baß-Chor mit Soloverpflichtung ab 1.9.72 für 1.100,– DM Gage. Nebenbei fragte er, ob ich Interesse an einen Gastvertrag ab 1. Mai hätte. Die Oper „Der Idiot" nach Texten von Puschkin, die als Eröffnungspremiere für die kommende Spielzeit geplant sei, wird ab Mai vorprobiert. Natürlich sagte ich zu, sechs Probewochen bis Spielzeit-Ende für 2.800,– DM brutto.

Ich war selig, denn ich hatte Arbeit mindestens für die nächsten anderthalb Jahre. Die Vorstellungen liefen wunderbar, die Begeisterung für meinen Beruf war wieder voll da.

„Viktoria und ihr Husar" *steht heute abend als Premiere auf dem Spielplan des Lüneburger Stadttheaters. Die Abrahamsche Operette in der Inszenierung von Intendant Hannes Houska, der als Ferry auf unserem linken Foto mit Margreth Vogler als Lia San auch selbst auftritt, ist die Saisoneröffnung der Lüneburger Bühne in der leichten Muse. Unser rechtes Foto zeigt Bariton Heinz Maroun*

- „Der liebe Augustin" –
  als Klosterbruder Matheus
  in der Freilichtbühne Rehberge, Berlin
- „Victoria und ihr Husar" –
  als Bürgermeister Pörkelty

Zwei Figuren, von denen sich Shakespeare nichts hatte träumen lassen und denen er folgerichtig seine gipserne Kehrseite zuwandte, errangen im Handumdrehen die besondere Gunst des Publikums: Die beiden charmanten Ganoven (Eberhard Zöller und Heinz Merauer), die zwar nicht recht zum Schuß kamen, aber doch so beherzigenswerte Ratschläge erteilen konnten: „Schlag nach bei Shakespeare, da steht was drin!"

Eine großartige, publikumswirksame Shownummer, das „Duett" der Ganoven Eberhard Zöller und Heinz Maraun mit „Schlag nach bei Shakespeare", von den Zuschauern begeistert im Rhythmus beklatscht.

Zwei für die Lüneburger Bühne unersetzliche Darsteller, die wir hoffentlich noch lange in Lüneburgs Stadtmauern wissen dürfen.

B. A.

- „Der Vogelhändler" – als Dorfschulze Schneck
- „Kiss me Kate"

Rauschender Beifall für „Kiss me, Kate!"

Lüneburg erlebte gestern abend im Stadttheater mit „Kiss me, Kate!" das erste „echte" Musical. Die Willi-Stein-Inszenierung erntete begeisterten Beifall. Unser Bild zeigt von links nach rechts Eberhard Zöller, Margret Seygger a. G., Dieter Fuchs und Heinz Maraun. Ausführlicher Bericht folgt. Foto: Moc

Das Ende der Spielzeit ist schnell erzählt.

Neben einer kleinen Rolle im „Weißen Rössl" war es, nicht nur für mich , eine echte Freude, dem Intendanten tüchtig in den Arsch zu treten. Houska hatte sich den „Braven Soldaten Schwejk" angesetzt, immerhin konnte er „böhmmakeln". Jeder hörte seinen Text immer zweimal, erst von der Souffleuse, dann von ihm. „Als Intendant habe ich keine Zeit, Text zu lernen". Viertes Bild Gefängnis: Eingesperrt sind neben Schwejk ein Geschichtsprofessor, ein Papierhändler und ich, Palivec, der Wirt vom „Kelch". Wenn Schwejk dann schildert, wie man sich seine vierstellige Gefangenennummer merken kann, geht uns das in der Szene mächtig auf die Nerven. „Noch ein Wort und ich schlage dir eine in die Fresse ", drohte ich ihm allabendlich mit großem Vergnügen. Wir prügeln ihn dann unter den Tisch und nicht selten bekam er den einen oder anderen Tritt in den Hintern! Beklagte sich nie. (Bilder Seite 69)

Günter Gastreich, der Ballettmeister, hatte für die kommende Spielzeit einen Vertrag am Landestheater Schleswig-Holstein in Flensburg und nahm Bonnie mit.

Als vorletzte Aufgabe war ich der Onkel Heinrich im „Feuerwerk" von Paul Burkhard. Der größte Hit: „O mein Papa"! Schon als Kind war mir dieser Song von der Schweizer Sängerin Lys Assia bekannt, jetzt sang ihn meine ehemalige Studienkollegin Eva Michalski. Ursprünglich war des Intendanten Frau, Margret Szuggar, vorgesehen. Es kriselte in der Ehe und Frau Szuggar war nach Wien abgereist. Die Inszenierung besorgte ein guter Freund vom Intendanten: Peter Uwe Witt, der durchaus angenehm vom Blatt arrangierte. (Bild Seite 69)

Als letzte Aufgabe im Schauspiel „Komödie im Dunkeln" war ich der steinreiche Godunow, von dem permanent gesprochen wird und der 5 Minuten vor Ende des Stücks auftritt, russisch angehaucht einen Satz abliefert: „Mister Miller, ich bin gekommen zu sähen ihre Plastiken" und in den geöffneten Lichtschacht fällt. (Bild Seite 69)

Nach der letzten Vorstellung, Feuerwerk, wurde ich von der Garderobenfrau vor dem Vorhang verabschiedet. (Bild Seite 69)

Es war eine gute Zeit trotz allem. Ich hatte mein privates Glück gefunden. Bonni hatte ein neues Engagement in Flensburg, wir waren uns sicher, dass uns diese Entfernung nicht von unserem Vorhaben eines Tages zu heiraten abbringen würde. Bevor sich unsere Wege trennten, feierten wir die Hochzeit von Otto und Luise. Diese beiden haben uns das Leben unter ihrem Dach sehr erleichtert und es sollte eine lange und aufrichtige Freundschaft bleiben.
Wir haben den Kontakt nie abbrechen lassen.

Am 1. Mai startete ich nach Osnabrück. Es traf sich gut, dass Frau Schmidt vom Extrachor, die ihre Mutter in Osnabrück besuchen wollte , mir eine große Hilfe beim Transport meiner Habseligkeiten in ihrem VW war. Ihre Mutter bot mir an, bei ihr zu übernachten . Auf eine Annonce in der Osnabrücker Zeitung

Von erstaunlicher artistischer Gewandheit, stimmlich und schauspielerisch bestens aufgelegt, so präsentierte sich Maja Greiser als Anna.

Lore Handrock als Gast setzte der Darstellung der Mutter Glanzlichter auf.

Eine amüsante, glänzende Darstellung Rita Hansens Köchin. Sie spielte sich mit ihrer burschikos unbeholfenen Art voll in die Herzen der Zuschauer.

Meisterlich auch die Onkel und Tanten, angeführt von Marga Sommerkamp, mit Rosmarin Frauendorfer und Karine Rohkohl und Heinz Maraun (den man leider in der nächsten Spielzeit nicht mehr am Stadttheater sehen wird), Eberhard Zöller und Danny Brees.

Sie waren als Onkel und Tanten ebenso wie als „gebändigte Bestien" und Clowns ein einziger herrlicher Osterspaß für das Publikum.

Christian Reimers als Gärtner Robert und Gegenspieler des Zirkusdirektors und Helge Lockemann als Vater gefielen stimmlich und schauspielerisch

trizitätswerk (Helge Lockemann), es kommt zur unrechten Zeit ein Freund des Künstlers (Wolfgang Hartmann), dessen kostbare Möbel der arme Künstler mal eben auslieh und dann (sehr komisch) in der Finsternis wieder gegen die eigenen austauschen will. Günther Dittrich scheut bei diesem Unterfangen keine Beulen im Dienste seiner Rolle und wirkt auch sonst schön flausig.

Es kommt zuletzt der langerwartete russische Finanzier, dem der junge Künstler seine Plastiken teuer verkaufen will. Der arme reiche Mann kommt nur bis zur Treppe, dann fällt er in Frack und Klack programmgemäß in die geöffnete Kellerluke, denn immer noch nicht ist Licht geschaffen. Heinz Maraun macht das sehr schön.

Alle zusammen agieren in einem Dekor von Günther Wehnert und in den passenden Kostümen von Marga Sommerkamp.

LOTTE DOMSGEN

- „Der brave Soldat Schwejk" – als Palivec
- Rezension
- „Feuerwerk" – als Onkel Heinrich
- „Komödie im Dunkeln" – als steinreicher Godunow
- „Nach-Gesang"

lüneburger kulissen-geflüster

Heinz Maraun, vielversprechender Baßbariton und beliebter Darsteller komischer Rollen, ist die längste Zeit am Lüneburger Stadttheater gewesen. Er wurde für die Spielzeit 1972/73 an das Stadttheater Osnabrück verpflichtet.

fand ich noch am gleichen Tag in Lüstringen, Mindener Straße 334 eine Einraumwohnung unter dem Dach/kleine Küche/Bad für 200,– DM. Der Vermieter, ein Wohnraumausstatter, hatte sein Geschäft im unteren Teil des Hauses. Und eine Tochter! Davon später. Am nächsten Tag zog ich ein und fühlte mich ganz wohl . Lüstringen lag etwa 3 km vom Theater entfernt. Ich hatte einen Gastvertrag für die Vorprobenzeit (Mai-Juli) der Oper: „Der Idiot", komponiert vom Vater des Dirigenten Ricardo Chailly, Luciano. Der Chorpart war, soweit ich mich erinnere, sehr sangbar, die Oper eine deutsche Erstaufführung. Die Probenatmosphäre war angenehm. Als Neuer vorgestellt, kam ich schnell in Gespräche. So lernte ich Udo Wegner noch am ersten Vormittag kennen. Er hatte einen Vertrag für die kommende Spielzeit am Musiktheater Gelsenkirchen. Beim Tischtennis, zu dem er mich zu sich nach Hause einlud , erzählte ich ihm wohl von meinem gesungenen Schneck im Vogelhändler.

Kurzerhand rief er das Betriebsbüro an und meldete sich für die nächsten beiden Vorstellung vom Vogelhändler krank. Gleichzeitig nannte er meinen Namen als Ersatz, das Betriebsbüro war offensichtlich erfreut. Noch am selben Tag hatte ich nachmittags mit dem Operettenkapellmeister eine Probe, die zur vollsten Zufriedenheit verlief. Wie auch die Vorstellungen mit einer kleinen Einweisungsprobe von Karl Stratmann, Abendspielleiter, Sänger, GDBA-Vorsitzender, rechte Hand des Intendanten und Lebensgefährte der Solotänzerin Lisa Kohl. Er war von ausgesprochener Kollegialität, fand lobende Worte für meine Leistung, die er wohl auch beim Intendanten fallen ließ. Dieser Intendant, Jürgen Brock, war ein Schauspielmann, hatte kaum Kompetenz für das Musiktheater.

Mein großes Glück war, dass das Osnabrücker Theater mit dem Ballettmeister Wolfgang Bielefeld einen Operettenspielleiter hatte. Durch mein gelungenes Debüt wurde ich in seinen Produktionen mit guten Rollen betraut. Meine damalige Freundin lud er zum Vortanzen ein und engagierte sie für die Spielzeit 73/74.

Die Premiere und weitere fünf Vorstellungen vom Idioten liefen gut, hatten aber weder eine überregionale Beachtung, noch großen Anklang beim hiesigen Publikum gefunden, die hiesige Presse lokalpatriotisch. Das Theater war größer, das Orchester viel besser und die Atmosphäre geradezu gespenstisch gut, nach alledem, was ich in der letzten Spielzeit in Lüneburg erlebt hatte.

Noch war ich Junggeselle

Nach jeder Vorstellung traf man sich bei Mutter Kneemöller, die ein wunderbarer Kneipebetrieb, aus dem Theater 20 m über die Strasse. Sie wusste genau, wann die Vorstellung beendet war und begann rechtzeitig Biergläser zu füllen. 10 Minuten nach dem letzten Vorhang genossen die meisten Protagonisten des Abends ihr erstes Bier, auf einer langen Bank rechts am Eingang sitzend. Für mich war das erfreulich neu. Einige Damen des Balletts hatten ein Auge auf mich geworfen, die Tatsache, dass

meine Freundin demnächst ihre Kollegin wäre, ließ uns innehalten. Die Tänzerin Renate Crösmann und ihre Frau Mutter sollten uns ab August 73 noch eine große Hilfe sein.

Nicht selten spielte ich mit Kollegen des Orchesters bis weit nach Mitternacht Skat. Wenn Frau Kneemöller Feierabend machen wollte, „belascherten" wir sie so lange, bis sie jedem eine Portion Grünkohl servierte.

Noch im Mai hatte ich mit Hermann Firchow, ehemaliger Heldenbariton und bekannter Betreuer vieler Berufssänger, Kontakt aufgenommen. Dieser äußerst gewissenhafte damals 60-jähriger Herr versicherte mir nach meinem Vorsingen, dass er mir entscheidend helfen könne. Fortan fuhr ich jeden Montag, in Osnabrück war immer montags spielfrei, nach Bielefeld zum Unterricht. Auf seinem Flügel stand ein Bild von Axel Springer. Wie ich viel später erfuhr, waren sie Klassenkameraden. 1995 konnte ich im SPIEGEL innerhalb einer Axel Springer-Story mit dem Titel: „Der Erlöser aus Altona", folgendes in diesem Zusammenhang erfahren: „Notiert hat die in jungen Jahren entwickelte Verachtung deutscher Sekundärtugenden wie Disziplin und Ordnungs-liebe Springers damaliger Freund Hermann Firchow, der saß in der Schule neben ihm und wollte Sänger werden wie er. Regelmäßig fuhren beide in eine nahe gelegene Kiesgrube nach Rissen westlich von Altona, um zu singen. Dort war es still, kein Mensch weit und breit, wenn sich Axel in der Rolle seines Idols Richard Tauber übte und lautstark immer und ewig im Herzen trug, was keiner hören sollte.

Ottilie Springer dagegen schwärmte für das klingende Talent ihres Jüngsten. Es schien ihr den eigenen Ambitionen ebenso nahe wie von musischem Anspruch, dem deutschen Dichterfürsten, den sie in Altonaer Goethe-Verein rezitierend und zitierend verehrte und dessen Werke sie nicht nur in der Sommerfrische an der Hohwachter Bucht las.

Hermann Firchow, der seinen Freund Axel in die Ferien an der Ostsee begleiten durfte, wurde stets von Axels Mutter vorher eingekleidet, damit sich der Sohn eines Polizeibeamten neben ihrem feinst gewandeten Sprössling schon sehen lassen konnte Das war nicht als gönnerhafte Geste gemeint, sondern stillschweigend praktizierte Nächstenliebe. „Während Springer später die Geschäfte des Vaters übernahm, wurde Firchow ein hervorragender Opernsänger mit einer langen Karriere.

Wie ich schon an anderer Stelle schilderte, half ich am Ende der Spielzeit dem Kollegen Udo Wegner bei seinem Umzug nach Gelsenkirchen Buer-Erle. Dass sich diese Schinderei noch mal positiv auszahlen sollte, wusste ich zu diesem Zeitpunkt nicht.

Am Landestheater Flensburg in Schleswig-Holstein begann die Spielzeit am 1. August. Ein paar Tage vorher suchten und fanden Bonnie und ich eine nette kleine Wohnung in einem Haus, was eigentlich abgerissen werden sollte. Ich hatte noch einen Monat Ferien und wir verbrachten zwischen den Proben schöne Stunden am Ostseestrand Holm. Wenn Bonnie probte, spielte ich die Partien der Schachwelt-

- „Der Vogelhändler"
- W. Bielefeld
- J. Brock-
- W. Teepe

- GMD. H. Finger
- Udo Wegnner
- Boris Spasski vs. Bobby Fisher

PERSONEN

General Fjodorowitsch Jepantschin	Friedemann Hanke
Lisaweta Prokofjewna Jepantschina	Virginia Love
Aglaja Iwanowna	Renate Ackermann
Alexandra Iwanowna	Edith Stülfein
Adelaida Iwanowna	Ellen Moschitz
General Ardalion Alexandrowitsch Iwolgin	Karl-Heinz Offermann
Gawrila Ardalionowitsch Iwolgin	Peter Pietzsch
Prinz Ljow Nikolajewitsch Myschkin	Hans-Jürgen Schmidt
Nastasja Filippowna Baraschkowa	Gabriella v. Pecsvary
Parfen Rogoschin	Udo Wegner
Jewgeni Pawlowitsch Radomski	Peter Elvins
Frau ohne Gesicht	Lisa Kohl
4 Freunde der Nastasja	Anneliese Langhans
	Heike Zacharias-Carstensen
	Heinz Wolke
	Heinz Zacharias
Streichquartett auf der Szene	Gerhard Peters, 1. Violine
	Artur F. Wendt, 2. Violine
	Dieter Görnandt, Viola
	Hans Meier, Violoncello
Regieassistenz	Karl Strathmann
Technische Leitung	Eberhard Becker
Technische Einrichtung	Lothar Meyer
Beleuchtung	Walter Puppel
Haartrachten und Masken	Walter Buss
Kostümwerkstätten	Heinz Vengels
Inspizient	Rainer Schmidt
Souffleuse	Irmelde Bruder

meisterschaft zwischen Boris Spasski und Bobby Fischer, die zu dieser Zeit in Reykjavik ausgetragen wurde, nach. Ein Großereignis, dass auch Schachlaien faszinierte.

Die Eröffnungsvorstellung, Bonnis Debüt in Flensburg, war „Hoffmanns Erzählungen", eine gelungene Produktion. Dabei gab es ein Wiedersehen mit Rosemarie Strauß, die im Sommer 1970 beim Bettelstudenten dabei war und jetzt in Flensburg den Niklas sang.

Spielzeit 72/73 Osnabrück Niedersachsen

Der heimliche Star am Theater Osnabrück war der damals etwa 65-jährige Horst Müller. Seit 1950 am Haus, hatte er sieben Intendanten „überlebt". Den Bartucci in Paganini, die erste Operetteninszenierung in der neuen Spielzeit, lehnte er zu meinen Gunsten ab .

Mit Gastregisseur Horst Alexander Stelter, Intendant in Bielefeld, waren die Proben äußerst angenehm, er hatte bis auf die Titelpartie eine sehr gute Besetzung zur Verfügung. Paganini ist eine der anspruchsvollsten Tenorrollen, Franz Lehar hatte für Richard Tauber eine Traumrolle komponiert: Auftrittslied mit „Schönes Italien, jetzt gedenk ich dein; Gern hab ich die Fraun geküsst; Niemand liebt dich so wie ich", ein Hit nach dem anderen. Mit dieser Rolle war Roon überfordert. Die Premiere war laut Presse ein Erfolg für ihn, Frau Roon arbeitete bei der Osnabrücker Zeitung. Klar, dass der Kollege freundlich über ihren Mann schrieb.

Ich „setzte dezente Komik für die Rolle ein" (OZ). Wie schon erwähnt, montags fuhr ich nach Bielefeld zu Hermann Firchow. Mit mir in meinem Fiat 500 fuhren meistens 2 Kolleginnen, Waltraut Kromer und Ellen Moschitz, um ebenfalls Unterricht zu nehmen. Hermann Firchow unterschied sich von allen mir bis dahin bekannten Gesangslehrern darin, dass er ein Höchstmaß an Verantwortung zeigte. So erlebte ich, als er dem Kollegen Klaus Michael Reeh nach seinem Vorsingen folgenden Rat gab: „Herr Reeh, singen sie so weiter wie bisher, denn wenn ich Ihnen Unterricht gebe, werden sie zunächst total verunsichert sein. Sie können das eine noch nicht und das andere nicht mehr". Reeh beherzigte diesen Rat. Er hatte eine wunderbare Naturstimme und war bis 2001 an der Staatsoper Hannover als Bariton im 1. Fach tätig.

Mitte Oktober 72 kam eine Anfrage vom Theater Lübeck, ob ich als 2. Ganove gastieren könne. Da zu diesen Terminen Gala-Gastspiele mit dem „Fliegenden Holländer" (Hans Hopf und Claire Watson) in Gütersloh anstanden, wurde zwischen den Intendanten vereinbart, dass man für mich einen Gast aus Hannover für die Generalprobe und 2 Aufführungen verpflichtete.

Ich betreute den Kollegen Adolf Alves aus Hannover während der GP. Er stand kurz vor der Rente und empfahl mir, mich um seine Position zu bewerben.

Lübeck-Gastspiel mit dem 2. Ganoven

Am Montag, 22. Oktober, hatte ich um 10:00 Uhr die erste Probe mit dem Ballettmeister John Grant. Er probierte sehr geduldig und intensiv. Nach einer Mittagspause noch einmal 2 Stunden „Schlag nach bei Shakespeare" mit dem „Ganoven" Müller. Mit einem guten Gefühl fuhr ich nach Osnabrück, hatte abends „Paganini".

Die 1. Vorstellung am 24.10. war ein schöner Erfolg für mich, alles funktionierte zur vollsten Zufriedenheit. Nach der Vorstellung kam der Intendant Karl Vibach höchstpersönlich in die Garderobe und dankte mir. Die Kollegen, Joachim Luger, später ab 1985 Herr Beimer in der Lindenstraße und Dirk Galuba, seit 2005 in der ARD Telenovela „Sturm der Liebe" beschäftigt, meinten, dass ich mir darauf etwas einbilden könne, sie hätten den Intendanten hier noch nie erlebt.

Montag, 26. Februar 1973 Flensburg: Hochzeit

Das war ein nettes kleines Fest. Am Tag zuvor gab es einen Polterabend, der sich gewaschen hatte. Die Verwandten hatten all ihr Porzellan, nur Porzellan bringt Glück, mitgebracht, um es für uns krachen zu lassen. Otto und Luise, beide Eltern, zwei Schwestern der Braut, die Schwester des Bräutigams, es war gemütlich in der 38 Quadratmeter großen Butze. Gereicht wurde Räucherfisch auf Brot. Natürlich wurde tüchtig geraucht und auch getrunken. Eine zweite Flasche Doornkaat vom Kiosk für Otto und Heinz sen. musste her. Und sie haben dann aus ihrem Herzen keine Mördergrube gemacht: „Heinz, wir müssen da noch mal hin, der Nachschub hat nicht funktioniert". Otto meinte die verlorene Schlacht bei Stalingrad. Zwei alten Kämpen hatte der Alkohol ihr Gehirn vernebelt.

Die ganze Hochzeitsgesellschaft war in einem Hotel untergebracht und 1 Stunde nach Mitternacht lagen alle in ihren Betten.

Die standesamtliche Trauung im Kreise der Familie war unaufgeregt. Das Foto zeigt die Gesellschaft von links John, Polly, Bärbel und rechts neben der Braut, Luise und Vater Heinz. Es wurde nicht geweint, die Braut im vierten Monat schwanger. In einem jugoslawischen Restaurant wurde gut gegessen, getrunken und geraucht. (Bilder Seite 76)

Einen Fotografen hatten wir nicht bestellt. Vater Heinz blickt pfeifend in die Kamera, alles war ein bisschen anders als üblich. Die Gesellschaft machte nach dem Essen eine kleine Dampferfahrt, als sie gegen 16:00 Uhr wieder anlandeten, gab es Kaffee, Tee und Kuchen. Das Ende war für 19:00 Uhr angekündigt, um 19:15 Uhr ging der Zug nach Osnabrück, den der Vermählte unbedingt erreichen musste. Alle fanden die Hochzeit super!

Osnabrück ab November 72

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich das Gefühl, vom glücklichen Gelingen verfolgt zu sein. Im Theater hatte ich mir in kurzer Zeit eine schöne Position erarbeitet, durfte auf weitere Aufgaben hoffen. Durch

- von links John, Polly, Bärbel und rechts neben der Braut, Luise und Vater Heinz
- Braut Bonnie und Bräutigam Heinz
- Nana Grössmann mit Hugo

Heinz Maraun

Ellen Moschitz

„Ganoven"

Walter Wiese und Heinz Maraun vom Ensemble der Städtischen Bühnen Osnabrück konnte man in Lübeck an je zwei Abenden als „Ganoven" auf den Brettern des Theaters der Hansestadt bewundern. In Cole Porters Musical „Kiss me Kate", inszeniert vom Lübecker Generalintendanten Karl Vibach, sprangen sie für erkrankte Lübecker Kollegen ein.

zwei ältere Kolleginnen des Chores fand ich eine komplett eingerichtete zweieinhalb Zimmerwohnung in der Bismarkstraße 21. Und wir erwarteten Nachwuchs! Aber wieder half ein glücklicher Umstand; der behandelnde Arzt in Flensburg schrieb Bonnie, im zweiten Monat schwanger, arbeitsunfähig. In aller Ruhe konnten wir gemeinsam in Osnabrück unsere Zukunft planen. Vorausgesetzt alles ginge gut, sollte Bonnie in der ersten Woche Juli 1973 niederkommen, ihr Vertragsbeginn für die Spielzeit 73/74 war der 15. August, dann bliebe 1 Monat zur Erholung.
So hofften wir!

Wie sollten wir unseren Neugeborenen betreuen, wenn wir beide gleichzeitig im Theater beschäftigt wären? Und sollte das Kind unehelich zur Welt kommen? Diese Fragen beschäftigten uns bis Weihnachten. Der Plan, eine 5-Zimmerwohnung anzumieten und mit der Kollegin Renate und ihrer Mutter zusammen zu ziehen, scheiterte Gott sei Dank am Vermieter. Die glückliche Lösung für uns bestand darin, dass Mutter Crössmann, fortan unsere Nana, unseren Sohn betreute. Wir wollten heiraten und planten die Hochzeit für den 26. Februar 1973 in Flensburg; Ausländer können nur im Ort ihrer Arbeitserlaubnis heiraten.

Noch war es nicht so weit!

Zu Sylvester 72 inszenierte Ballettmeister Wolfgang Bielefeld das Musical: „No, No, Nanette". Mit dem Diener George hatte ich eine gute Rolle, der ich zur Zufriedenheit des Intendanten gerecht wurde. Er bestellte mich nach der Generalprobe zu sich und bot mir 100,– DM Extragage pro Vorstellung an. Diese Prozedur kannte ich schon, erlebte sie nach Vogelhändler und Paganini zum dritten Mal. Und er, der Intendant Jürgen Brock, begann das Gespräch immer mit den Worten: „Ich bin jetzt 39 Jahre am deutschen Theater und ich sage dir, du hast das gut gemacht, ich gebe dir 100,– DM". Wenig später: Ich bin jetzt 45 Jahre am deutschen Theater und ich sage dir, du hast das gut gemacht, ich gebe dir 100,– DM pro Vorstellung. Bei der Gagenverkündung für den Georges in No, No, Nanette war er bereit 49 Jahre am deutschen Theater! Brock war ein echter Prinzipal, hatte seinen Laden im Griff. Durch diese Extra-Honorare, jedes Stück wurde 27 x gespielt, hatte ich eine monatliche Gage von 1.800,– DM netto.

Die Hauptrolle, Hausherr und Bibeldruckereibesitzer Jimmy Smith war Horst Müller vorbehalten. Müller, ohnehin ein gnadenlos drastischer Komiker, hatte hier eine Paraderolle gefunden, in der er nach Herzenslust extemporieren konnte. Das war zum Teil sehr komisch, aber für die Kollegen nicht ganz einfach, denn ihre Stichworte mussten sie oft erahnen. Müller hatte Schwierigkeiten mit seinem Gebiss. Und ausgerechnet er hieß Smith. Er versuchte ständig mit der Zunge seine Zähne zu richten, ich konnte nicht wegsehen! Es erinnerte mich an meine Großmutter Hedwig. Sein Publikum erwartete von ihm, dass er „müllerte", also Aktuelles einstreute.

Das Osnabrücker Theater hatte zu dieser Zeit ein sehr gutes Ensemble. Mit Sandor von Szalay und seiner Frau Waltraud Kromer ein Tanzbuffopaar,

die auch singen konnten. Lieselotte Ehlers war eine reizende Diva ohne Allüren, privat fast ein Hausmütterchen. Und mit Sharon Moore, Carol Richardson und Don Everette, sowie Guy Rothfuß hatte man exzellente amerikanische Allrounder engagiert. Rothfuß war, nachdem wir uns befreundet hatten, fast täglich bei uns zu Besuch. Unvergessen, als ich ihn zum Essen einlud und Leber ankündigte, sagte er im amerikanischen Slang „Laibr" ist das einzige, was ich nicht esse. Zu der Zeit habe ich Leber immer in mundgroße Stücke geschnitten und 3 Stunden in einer Soja-Knoblauch-Sauce mariniert, dann in Mehl gewälzt und krossgebraten. Meine Leber schmeckte ihm. Im fliegenden Holländer sang er den Steuermann. Hermann Brecht, damals auf dem Wege zu einer Weltkarriere, war als Gast der Holländer. Die Leistung des Herrenchores, 17 Mann, war beachtlich. Der Chordirektor Karl-Heinz Tepe war ein Fachmann par excellence, verstand es auf eine kompetente Weise, jeder Stimme immer noch ein paar Takte einer anderen Stimmgruppe zu übertragen. Also der zweite Bass übernahm Takte vom ersten Bass, der erste Bass übernahm Takte vom zweiten Tenor usw., eben eine Osnabrücker Fassung, höchstbedenklich, damit zu gastieren. Umgekehrt, die gastierenden Kollegen aus Hannover, glaubten, ihre Partien nicht zu können, wenn sie uns hörten. Tepe sagte nicht selten, dass man so singen solle, wie Beckenbauer Fußball spiele: >mit einem Minimum an Aufwand den höchstmöglichen Effekt erzielen<. Abendliche Chorproben fanden bei ihm nur statt, wenn es keine Fußball-Übertragung gab!

Mit Hans-Jürgen Schmidt hatte man einen Jugendlichen Heldentenor am Haus. Für ihn wurde Verdis Othello zum vermeintlichen Durchbruch. Das Osnabrücker Theater mit seinen 600 Plätzen, 50-Mann-Orchester, war für seine Stimme ideal. Sein Weg führte ihn ein Jahr später nach Kassel und mit dem Tannhäuser war seine Solokarriere bald beendet. Ein typisches Beispiel für unverantwortliches Handeln von Seiten der Agenten und Intendanten. Gerne erinnere ich mich an sehr gediegene Produktionen von Eugen Onegin und Troubadour. Karl-Heinz Offermann, Erster Bariton des Hauses, hatte eine einmalige Technik. Jede Phrase wurde durch ein kurzes Kn an der Nasenwurzel positioniert. Neben ihm stehend, war es hörbar, im Zuschauerraum offensichtlich nicht. Er ging über Bern nach Essen, wo er bis zur Pensionierung das erste Fach sang, immer mit seiner Technik, wie mir gastierende Kollegen aus Essen bestätigten.

In Osnabrück wurde sehr effektiv gearbeitet; der Oberspielleiter der Oper, Werner Michael Esser, kam immer bestens vorbereitet zur ersten Probe und stellte „durch", die Hälfte der Oper! Es war nie „weltbewegend und neu", aber immer sauber und erfolgreich.

Die Chefs der Maske und der Schneiderei, Walter Buss und Obergewandmeister Engels waren große Könner, dabei äußerst sympathisch.

Wir hatten eine gemütliche Wohnung in der Bismarkstraße 21. Die werdende Mutter hatte Ruhe und erwartete sehnsüchtig die Geburt ihres ersten

- Bonni, Heinz und Hugo
- „Boccacio" – Bonnis Debüt (2. Reihe, schaut nach links)
- „Boccacio" von Franz von Suppe als Bettler Checco

Osnabrück

Städtische Bühnen

22. 4. 1971

IM WEISSEN RÖSSL

Von Ralph Benatzky

ML.: E. Waglechner
I. u. Choreogr.: W. Bielefeld
B.: H. Schavernoch
K.: G. Spahlinger a. G.
Ch.: K.-H. Tepe

Josepha Vogelhuber: L. Ehlers
Leopold Brandmeyer: S. v. Szalay
Wilhelm Giesecke: H. Müller
Ottilie: H. Dandke
Dr. Otto Siedler: R. Roon
Sigismund Stilheimer: H. Moser
Prof. Dr. Hintzelmann: K. Strathmann
Klärchen: W. Kromer
Kaiser Franz Josef II.: P. Linzer
Ketterl: E. Eschborn
Der Bürgermeister: O. Törges
Der Oberförster: L. Mann
Der Lehrer: R. Schmidt
Frl. Weghalter: I. Karsten
Piccolo: R. Hansen
Kellner Franz: K.-M. Reeh
Reiseführer: H. Marzun
Kathi: A. Langhans
Zenzi: D. Schleinser
Martin: H. Zacharias
Johann: H. Kortmann
Hochzeitspaar: L. B. Niemann/ P. Paleschke
Feuerwehrkapelle
Schülerkapelle des Ratsgymnasiums

DER KOMIKER

ist der einzige, dem die Liebe die Sinne nicht verwirrt hat. Wenn man jedoch als einzig Vernünftiger unter soviel Verblendeten herumläuft, kann es leicht geschehen, daß man selbst – der Vernünftige – auf die anderen komisch wirkt. Auch bedeutende Philosophen und Propheten sind diesem Schicksal nicht entgangen. Aber nehmen wir den Komiker – wenigstens einen Augenblick – ernst: in keiner Kunstform ist seinem Humor eine solche radikale Befreiung von den Fesseln der Logik (in der Theatersprache einfach: Klamotte) möglich wie in der Operette. Daher wissen wir auch oft nicht, warum wir eigentlich gelacht haben. Und das ist eben der Witz.

Die Operette hat eigene Komik, und eine Operette, in der nicht gelacht wird, ist keine Operette. Eine Operette ohne Komiker aber wäre geradezu ein Tingel ohne Tangel.

Kindes. Horst Müller diagnostizierte nach ihrem Gangbild: es wird ein Sohn. Die Geburt war für den 10. Juli vorausgesagt; alles war bereit, wir hatten einen Wickeltisch, eine Wickelkommode und einen Kinderwagen für insgesamt 25,– DM auf Vermittlung von Herrn Engels erwerben können. Zu unserer Wohnung gehörte ein Souterrainzimmer. Unser Plan war, dieses Zimmer, was über eine Treppe schnell zu erreichen war, als Kinderzimmer zu gestalten: viel Frischluft, hell, Blick in den Garten und durch ein Babyphone stets im Bilde. Wir waren vorbereitet! Hugo ließ sich Zeit und kam erst am 24. Juli zur Welt.

15. August 1973

Beginn unserer gemeinsamen Arbeit am Theater am Domhof in Osnabrück – Begrüßung – 1. Probe für die Operette Boccaccio. Nun waren wir zum zweiten Mal gemeinsam an einem Theater. In Lüneburg war es immer sehr problematisch, wenn wir uns begegneten. Ich war in dieser Zeit so mit mir beschäftigt, dass ich Bonnie, wie sie sagte, immer mit toten Augen angesehen hätte. Das änderte sich jetzt, denn ich war viel sicherer geworden in meiner Arbeit. Und Bonnie war vom ersten Tag an begeistert von ihren Kolleginnen und vom Ballettmeister. Die Tanzgruppe hatte Format, ihre Fitness war nach drei Wochen morgendlichen Training sehr gut.

Mit der Betreuung von unserm Hugo funktionierte es durch Nana Grössmann fabelhaft. Außer montags war sie jeden Morgen spätestens um 9:00 Uhr bei uns. Wir hatten alles gut vorbereitet, sie fütterte den Jungen und gab uns ein gutes Gefühl der Sicherheit. Wie wir, hatte sie nun auch „geteilten Dienst." Abends kam sie rechtzeitig und ging, wenn wir nach der Vorstellung, so gegen 22:45 Uhr, unsere Wohnung betraten. Nana war 66 Jahre alt und hatte eine sehr bescheidene Rente. Sie konnte also diese 200,– DM, die wir ihr gern bezahlten, gut gebrauchen.
„Boccaccio" von Franz von Suppé ist eine grandiose Operette mit vielen wunderbaren Rollen. Ich war Bettler Checco, der die ersten Töne des Abends mit: „Heut am Tag des Patrons von Florenz" zu singen hatte. Trotz Riesenhut sang ich kontrolliert und sicher, was noch vor Monaten nicht der Fall gewesen wäre. (Bild Seite 80)

Die Amerikaner hatten natürlich große Schwierigkeiten mit den Dialogen. Der neu engagierte Bariton Donn Everette hatte eine großartige Gesangstechnik. Ich machte ihm den Vorschlag, dass er mit mir gesangstechnisch arbeiten solle und ich im Gegenzug mit ihm die Dialoge trainierte.

Jeden Morgen um 8:45 Uhr trafen wir uns und arbeiteten durchaus erfolgreich. In der Kritik stand u. a., dass der Amerikaner D. E. als Lotteringhi den besten Dialog sprach. Plötzlich war ich ein gefragter Dialog-Coach, was sich noch auszahlen sollte.
Einige Male haben wir auch gesangstechnisch gearbeitet. Da er privat einige Probleme hatte, blieb es bei 3 - 4 Begegnungen. Seine amerikanische Freundin, mit der er verlobt war, besuchte ihn und musste traurigerweise zur Kenntnis nehmen, dass Margot, Maskenbildnerin, den Bariton Don Everett bereits erobert hatte. Vielleicht werde ich später die ganze Geschichte niederschreiben.

An Mamselle Nitouche habe ich kaum erwähnenswerte Erinnerungen. Nach den Bildern zu urteilen, war es eine nette Rolle. Es existiert weder eine Kritik, noch kann ich mich erinnern, wie die erste Inszenierung von Sandor von Szalay vom Publikum aufgenommen wurde.

Obwohl wir eine schöne Wohnung hatten und es für uns beide im Theater und mit der Versorgung unseres Sohnes sehr gut funktionierte, hatte ich den Wunsch nach Veränderung. Immerhin ich war schon 34 Jahre alt, Altersbeschränkung war damals noch ein Thema. Hannover hatte noch immer keine Vakanz, also entschied ich mich nach erfolgreichen Vorsingen in Darmstadt und Gelsenkirchen für das Musiktheater im Revier. Intendant Günter Könemann stellte in Aussicht, Bonni ebenfalls zu engagieren. Mit großer Freude fuhr ich zurück nach Osnabrück, hatte ich doch mein Nahziel, noch im alten Jahr zu wissen, wo ich in der nächsten Spielzeit arbeiten würde, erreicht. Bonnie sollte Anfang Januar eine Einladung zum Vortanzen erhalten, entschied aber, ihren Beruf aufzugeben. Ich war ihr für diese Entscheidung sehr dankbar.

In Osnabrück stand die Inszenierung vom „Weißen Rössl" an, ich war der Reiseführer im 1. Akt.

Der Darsteller des „Schönen Siegesmund", Helmut Moser, von Hause aus ein Bayer, bat mich um Hilfe beim Dialog. Wenn man als Siegesmund (1. Auftritt im 2. Akt) weder den nötigen Humor noch Ausstrahlung zur Verfügung hat und des sächsischen nicht mächtig, ist es ein hoffnungsloses Unterfangen, dieser Rolle gerecht zu werden. So erging es Danni Brees in Lüneburg und eben auch diesem äußerst sympathischen Helmut Moser. Nach der vierten Vorstellung meldete er sich krank und ich übernahm von Freitag auf Samstag den Siegesmund. Mein Coaching zahlte sich aus, denn ich konnte die Rolle in perfektem Sächsisch singen und sprechen. In zwei Proben hatte ich die Nachtänze, Tango und Boogie-Woogie, gelernt. Waltraud Kromer, mein Klärchen, war mir eine große Hilfe, traf allerdings im dritten Akt, temperamentvoll wie sie war, mit ihrem Stöckelschuh mein rechtes Auge. Ein „Veilchen" war sichtbare Erinnerung an meinen ersten Siegismund Sülzheimer aus Sangershausen.

Meine Mutter

Meine Mutter Lisa, die am 11.4.2002 verstarb, war eine Frau von großer Vitalität, starkem Willen, sehr großzügig und lebenstüchtig. Probleme gab es für sie nie, nur „Lösungen", die allerdings oft undiplomatisch und autoritär behandelt wurden. Sie war immer Chefin.

Lisa wurde am 28.10.1915 in Magdeburg unehelich geboren. 1922 zog die alleinerziehende Mutter Hedwig Hoppe mit der siebenjährigen Lisa nach Berlin, heiratete 1932 den Fleischermeister Karl Franke, der Lisa adoptierte. Ungern ging sie nach eigenen Aussagen zur Schule; schon früh stand sie hinterm Ladentisch auf einem kleinen Hocker und machte das, was sie später als ihre Leidenschaft bezeichnete: Verkaufen. Sie war für ihre Eltern eine große Hilfe.

Die kleine, aber feine Fleischerei in der Froben Str. 18 war eine „Goldgrube“. Lisas Adoptivvater war ein vielfach prämierter Wurstmacher und Mutter Hedwig eine kernige Metzgersfrau. Sonntags fuhr man in einem 6-Zylinder-Horch Kabrio* nach Wandlitz zum Tanztee. Und beim Tanz begegneten sich Lisa Franke aus Schöneberg und Heinz Matschke aus Weißensee … hier allerdings im Freibad.

Eltern – man lernte sich kennen 1936

Heinz, der im Fleischersängerchor Moabit schon einige Jahre begeistert sang, nahm neben seiner Arbeit im elterlichen Betrieb Gesangsstunden beim damals sehr bekannten Bassisten Ludwig Fischer am Sternschen Konservatorium. Heinz liebte das Musiktheater und verbrachte viele Abende im Theater, um die Großen dieser Zeit zu hören und zu erleben. Gern erzählte er von Aufführungen mit Richard Tauber in Lehar-Operetten. „Dein ist mein ganzes Herz“ wiederholte Tauber bis zu 10-mal, in Englisch, Schwedisch, ganz Piano, immer anders. Vater schwärmte auch von Josef Schmidt und den Comedian Harmonists, von den großen Schauspielern dieser Zeit: Heinrich George, Ernst Deutsch, Emil Jannings und vielen anderen. Die großartig besetzten Vorstellungen im Schauspielhaus am Gendarmenmarkt waren fast immer schlecht besucht, so der Vater. Aus Liebe zu seiner Lisa, die „keinen Sänger“ wollte, gab er seine Ambitionen auf, nicht ganz, denn in Veranstaltungen des Chores sang er, begleitet vom Chordirektor Willy Hedge, bekannte Operettenlieder.

Am 30.5.1936 heirateten beide nach einer beachtlichen Verlobungszeit in Schöneberg, in der Apostel-Paulus-Kirche am Bülowbogen, wo Lisa sieben Jahre zuvor eingesegnet worden war. Das Foto nach der Trauung zeigt ein glückliches Paar.

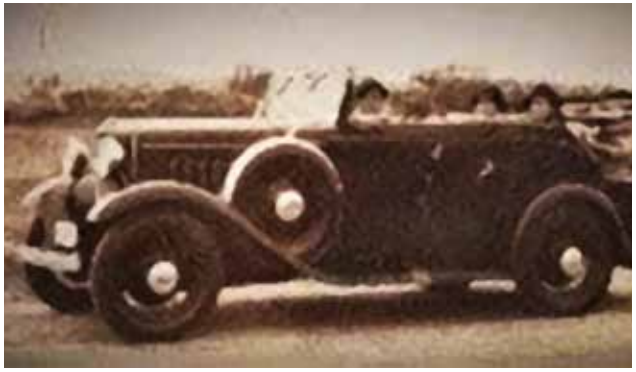
Beide, Heinz und Lisa, arbeiteten nun gemeinsam im elterlichen Geschäft in Berlin-Weißensee.

Ihr erstes Kind, Tochter Bärbel, wurde am 24.3.1937 geboren

Matschkes und Frankes ging es finanziell sehr gut. Der Krieg begann im September 1939 mit dem Überfall von Hitler auf Polen. Heinz und Lisa, damals 29 Jahre und 24 Jahre alt, waren, wie die meisten Deutschen zu dieser Zeit, glühende Anhänger vom „Führer“ Adolf Hitler. Heinz war Mitglied der NSDAP und von Hitlers Größenwahn, die Welt zu erobern, ebenso überzeugt wie von der Verfolgung und Ausrottung der Juden! Heinz wurde eingezogen und kämpfte an der Front Richtung Russland. Im Juli 1940 hatte er seinen ersten Heimaturlaub.
Am 2. Mai 1941 wurde Sohn Heinz Dieter geboren.

Weihnachten 1941

1941 und 1942 legten starke Schneefälle, Stürme und eisiger Frost den Süden des „Reiches“ komplett lahm. Straßenbahnen und Züge konnten nicht mehr fahren, Arbeiter nicht in ihre Betriebe gehen; das öffentliche Leben kam zum Erliegen. Auch die beiden folgenden Winter zählten zu den kältesten der letzten 100 Jahre. Unter anderem wurden die Seekriegsaktivitäten in Nord- und Ostsee für den drastischen



- Heinz und Lisa 1935
- Verlobungsgesellschaft
- Horch
- Märzwiese, 7 Erwachsene / Kinder auf Seite 88
- Heinz Senior und Eltern, 1935

- Heinz 1947 in Kriegsgefangenschaft
- Heirat am 31.5.1936
- Märzwiese 1947
- Glückliche Eltern 1937

Klimawandel verantwortlich gemacht, der eine entscheidende Rolle für den dramatischen Kriegsverlauf in Osteuropa spielte.

Glück

Pensionen, aber auch Privatpersonen auf dem Land, nahmen jetzt Mütter mit kleinen Kindern aus Großstädten auf, die vom Bombenkrieg bedroht waren.

Sommer 1943: Ahlbeck, Halbinsel Usedom

Wir wohnten im Hause der Hebamme Kluge, einer deutschen Frau mit jüdischem Glauben; ihre Tochter hatte den Kontakt vermittelt.

1944:

Ernst Vogt, Fleischermeister und Freund der Familie mit einem Geschäft im Bezirk Wedding, vermittelte eine Unterkunft bei seinem Jagdfreund Oswald Schwabe, der in der Nähe von Gruben, in Märzwiese, eine Gastwirtschaft betrieb und genügend Wohnraum für uns, Hedwig , sowie Frauen aus dem Freundeskreis, Tante Hilde Vogt mit Tochter Marlies und Betty Schulz mit Sohn Werner, hatte.

April 1945:

Wieder Glück. Unserer Mutter gelang es, mit uns diesen Ort vor den herannahenden russischen Panzerarmeen zu verlassen. „Deutsche Soldaten, die sich auf dem Rückzug befanden, nahmen uns bis Berlin mit“, so erinnert sich Schwester Bärbel.

Antony Breevor

schildert in seinem Buch über den 2. Weltkrieg die Lage, in der sich unserer Mutter befand, wie folgt:

(Anhang ab Seite 137)

Lisa, die zu ihrer Schwiegermutter Gertrud nie ein gutes Verhältnis hatte, überwarf sich offenbar mit ihren Schwiegereltern und zog während des Krieges, schon 1941/42 nach Schöneberg, zunächst zu ihren Eltern und dann in die eigene Wohnung Motzstr. 52, 4. Stock, am Viktoria-Luise-Platz. Tochter Bärbel mit ihr, während der kleine Heinz bei Oma und Opa Franke in der Froben Straße 16 unterkam.

Lisa, 30 Jahre alt, lebenshungrig und voller Energie, hatte in unserm Onkel Ernst, der schon erwähnte Fleischermeister Ernst Vogt, bei Kriegsausbruch etwa 50 Jahre alt und daher „kriegsuntauglich“, einen sehr guten Freund. Er organisierte auf den Schwarzmärkten am Bahnhof Zoo, in der Brunnenstraße und am Potsdamer Platz illegal, aber geduldet, Vieles, was sonst nicht zu bekommen war. Lisa war Trümmerfrau, offiziell bei den Eltern als Angestellte gemeldet, aber auch mit dem sogenannten „Schieben“ beschäftigt: Fleisch gegen Zigaretten, überhaupt Lebensmittel aller Art, auch für kostbare Gegenstände. Die Reichsmark war entwertet, es galt die „Zigarettenwährung“.

Gleichzeitig begann ein etwas übertrieben fröhliches Leben; man wollte schnell vergessen. Aus Erzählungen weiß ich, dass der vor dem Krieg schon sehr populäre Boxsport gleich nach dem Krieg wieder eine

wichtige Rolle spielte für die große Unterhaltung. So fuhr ein ganzer Freundeskreis um Lisa und Ernst, die längst ein Paar waren, zu Berufs-Boxkämpfen außerhalb Berlins.

Anmerkung: Boxen

In Berlin der dreißiger Jahre favorisierte der „Führer" das Boxen. Begeisterung im Verband-Deutscher-Faustkämpfer. Die Funktionäre wurden zu Vorreitern der Gleichschaltung. Sämtliche jüdischen Boxer, Trainer und Promoter wurden von den Mitgliederlisten gestrichen.

An dieser Stelle soll an den Sinto Johann Rukelie Trollmann aus Hannover erinnert werden, der trotz dieser brutalen Methoden im Juni des Jahres 33 um den Titel des Deutschen Meisters kämpfte. Trollmann war ein talentierter unkonventionell kämpfender Boxer und charismatischer Publikumsliebling, der seinen Gegnern überlegen war. Die SA stand am Ring, Funktionäre und Presse taten alles, um seine Karriere zu zerstören und ihn endgültig „auf die Bretter zu schicken".

Zu seinem Gedenken gibt es in Hannover Ricklingen eine Trollmannstraße.

Kurz vor Weihnachten 1947 stand Lisas Ehemann Heinz, aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft in Frankreich entlassen, vor ihr. Wie die Beiden wieder zusammenkamen, kann nur erahnt werden. Immerhin hatte Lisa Ihren Mann in einem Feldpostbrief wissen lassen, dass „sie erst jetzt wüsste, was Liebe sei". Heinz wollte seine Frau zurück: „Eine geschweißte Achse ist besser als eine neue". Rückblickend waren sie aber pragmatisch genug, um Pläne für eine gemeinsame Zukunft zu schmieden.

Zunächst fuhr Heinz täglich nach Weißensee; die Eltern hatten das im Krieg zerstörte Schlachthaus aufgebaut, das Geschäft in Schwung gebracht. Er tat dies wohl auch, um eine Rückkehr seiner Frau und uns Kindern, Bärbel 10 Jahre alt, Heinz 7, vorzubereiten. Lisas Bedingung war, dass sich seine Mutter Gertrud, damals 60 Jahre alt, aus dem Geschäftsleben zurückziehen sollte. Im Sommer 1948 war es soweit, wir wohnten wieder in der Langhansstraße 110 in Berlin-Weißensee.

Madame, Chefin, Ehefrau und Mutter: Lisa

Mutter wurde eine Andere: Meistens übellaunig; niemand konnte es ihr recht machen. War es ein schlechtes Gewissen oder ein traumatisierendes Erlebnis, schließlich wurden Hunderttausende Frauen von den Rotarmisten vergewaltigt. Vielleicht gar eine schmerzliche Sehnsucht nach der Zeit mit Ernst Vogt, den sie doch geliebt hatte?

Ihre Vitalität und ihr Fleiß, obwohl starke Raucherin, litten zunächst nicht darunter. Das Geschäft war von montags bis samstags geöffnet, von 8:00 bis 13:00 Uhr und von 15:00 bis 19:00 Uhr, später Montag bis 13:00 Uhr. Mutter hatte alles im Griff, gönnte ihrem Mann viel Freiheiten: Montag 14:00 Uhr Abfahrt. Skat mit den Kollegen Kurt Drossel, Ernst Vogt und Kurt Kuss bis zu Beginn der Chorprobe um 19:00

Uhr im wiedererstarkten Fleischergesangsverein Moabit. Rückkehr immer gegen 22:00 Uhr, im Gegensatz zu einigen singenden Kollegen, die erst 2 Tage später den heimischen Herd erreicht haben sollen. Pferdesport in Karlshorst mit den eigenen Trabern Antonio 2 und Konfident, ab 1950 fuhr er in die Schorfheide, um am Kuban See, wo wir dann etwas später auch ein Wassergrundstück besaßen, zu angeln.

Zwischenfrage: Hatten sich die politischen Ansichten unserer Eltern geändert?

Klares Nein! Lisa meinte, nun müsse „Schluss sein, ich will nichts mehr davon hören"! Und Vater Heinz ging noch einen Schritt weiter: „Deutschland ist ein schönes Ländchen, se sind alle wieder da", äffte er nicht selten den jüdischen Akzent nach. Er war zu dieser Zeit, 1949, ein Unbelehrbarer, ein Holocaust-Leugner. Etwas später differenzierte er seine politischen Ansichten. Es war für ihn, der begeistert in den Krieg gezogen war, nicht einfach, diesen totalen Irrtum zu verkraften. Wenn er von seinen Kriegserlebnissen sprach, glänzte er immer als Organisationstalent, Fleischer waren für das Essen der Kompanie zuständig, es hörte sich an wie ein Betriebsausflug. Vater konnte wunderbar fabulieren, ich hing an seinen Lippen. Aber bedauerlicherweise habe ich nie Fragen gestellt.

Mutter konnte die Niederlage nicht einordnen, des Öfteren rutschten ihr Floskeln wie: „Das hätte es bei Adolf nicht gegeben" raus. Richtigerweise muss man sagen, dass ihre Hitler-Verehrung nicht weiter ernst genommen, ja meistens verlacht wurde. Aber es war schon hart an der Grenze, wenn sie den damaligen Regierenden Bürgermeister und Kanzlerkandidaten Willy Brandt als Vaterlandsverräter beschimpfte, weil er aus dem Exil das Nazideutschland bekämpft hatte. Auch Marlene Dietrich kam bei ihr nicht gut weg. Kurz: eine differenzierte Meinung war unserer Mutter nicht gegeben. Jeder Anflug von liebevoller Kritik an ihr wurde sofort mit den Worten: „nu is jenuch" mundtot gemacht, bis an ihr Lebensende.

Mein Opa Karl kam mit dem Leben nicht mehr zurecht, er litt zunehmend unter Depressionen und konnte nicht ertragen, dass sein Geschäft vor dem Aus stand. Im November 1952 wurde er als vermisst gemeldet und erst im März 1953 wurde er leblos aus der Havel bei Schildhorn geborgen. Auf dem Stahnsdorf Friedhof wurde er neben seiner Mutter Emma Franke und seiner Schwiegermutter Bertha Hoppe beerdigt.

Hausangestellte

Wir hatten in der Zeit von 1948 bis 1955 mindestens zehn Hausangestellte. Kaum eine konnte Lisas Ansprüchen längere Zeit genügen. Stichwort Zirkus: Ich besuchte regelmäßig jeden Monat mit meinen Schulkameraden den Staatszirkus Barlay. Die Assistentin vom Messerwerfer war zwei Wochen später unsere Hausangestellte, für ganze drei Tage! Diese junge nicht unattraktive Frau hatte den Staubsauger im elterlichen Schlafzimmer angestellt, sich hingesetzt und gelesen. Das gleichmäßige Geräusch des Saugers hörte Mutter Lisa im darunter gelegenen

Laden – Ende! Eine Hausangestellte, die länger den Anforderungen der Chefin genügte, war eine etwa 30-jährige Brandenburgerin. Ihr Name war nicht Lieselotte, sondern Lotte-Liese, aus Kyritz an der Knatter, eine ganz liebe Person. Sie hatte sich, leider, unsterblich in den größten Hallodri der männlichen Angestellten bei Matschkes, Rudi Luke, verheiratet, geboren am 7.7.1907, verliebt. Die rigorose Chefin Lisa Matschke tat alles, um jede Art von Liebelei zwischen ihren Angestellten zu unterbinden, so auch diese: fristlose Kündigung!

Montags:

Der Montagnachmittag, auch schon in Weißensee, gehörte der Freizeitgestaltung von Mutter Lisa. Oft fuhr sie nach West-Berlin. Am Gesundbrunnen wurde ein Schuhgeschäft nach dem anderen aufgesucht: Leiser, Stiller, Schuh-Neumann usw. Wenn ich dabei war, kam mir ihr Schuhkauf wie eine Ewigkeit vor, 10 – 15 Paar fanden keine Gnade, die Kartons stapelten sich – in jedem Geschäft, immer wieder passte ihr irgendetwas nicht. Wenn ich dann endlich dran war, neue Schuhe anzuprobieren, musste es ruck-zuck gehen; oft hätten sie ruhig eine Nummer größer sein können. Dennoch: Wenn ich montags mitgenommen wurde , freute ich mich schon auf den Restaurantbesuch. Mutter hatte die Angewohnheit, schnell zu essen. Zu schnell, denn plötzlich sagte sie: „Ich kann nicht mehr“. Dann schlug meine Stunde; ihr halbes Rinderfilet landete bei mir. Bei gemeinsamen Besuchen vom Oktoberfest im Zoo in West-Berlin und bei den Weihnachtsmärkten am Alexanderplatz war Mutter immer sehr spendabel; nie wurde ein Wunsch abgeschlagen.

Nicht so toll

Eine Zeit lang besuchte die Geschäftsfrau Lisa Matschke montags die Gaststätte Geißler in der Langhansstraße, um das Geld für die geleisteten Lieferungen zu kassieren. Dort wurde allerdings bis in die späten Abendstunden fröhlich geknobelt, dabei geraucht und getrunken. Nicht selten musste meine Schwester (und später auch ich) unsere betrunkene Mutter rechtzeitig „abschleppen“, bevor der Vater nach Hause kam. Leider entwickelte unsere Mutter in diesem Zustand schlechte Charakterzüge, fast immer bejammerte sie sich und trampelte auf unseren Seelen herum: „Ich sterbe bald, ich will nicht mehr leben!“ Aus heutiger Sicht war es wohl das Gefühl, nicht geliebt zu werden. Gut ausgegangen waren diese montäglichen Eskapaden, wenn Mutter in ihrem Bett lag, bevor ihr Mann das Haus betrat. Das klappte nicht immer, manchmal war sie so betrunken dass es ihr wohl egal war, ob ihr Mann sie in diesem Zustand erlebte. Wir haben wirklich schlimme Situationen durchgemacht, und ich habe schon damals, ich war 12, mich immer gefragt, warum unser Vater seiner alkoholsüchtigen Frau, denn das war sie inzwischen, nicht half. Er sah „weg“, um seine eigenen Freizeitgestaltungen nicht einschränken zu müssen. Die Frage, warum Mutter dem Alkohol so zusprach, lässt sich nur unzureichend erklären. War sie nicht glücklich?

Am Block einsame Spitze

Lisa verkaufte die von Staatsseite zugeteilte Ware. Neben Schwester Bärbel hatte man noch 4 – 5 weitere weibliche Angestellte im Verkauf. Es gab

Lebensmittelmarken, ein vom Staat ausgegebenes Dokument, um den allgemeinen Mangel an Konsumgütern besser verwalten zu können. Mit dieser Bescheinigung konnte der Besitzer bestimmte Lebensmittel in einer bestimmten Menge kaufen. So auch in Matschkes Fleischerei. Die Marken, es gab 50-, 100-, 250-g usw., wurden auf Bögen geklebt. Das war harte Arbeit, die von Mutter, Bärbel und weiblichen Angestellten oft in der Nacht von Sonnabend zum Sonntag getätigt wurde. Die Bögen wurden dann von Staatsseite kontrolliert und mussten mit dem Eingang der Ware übereinstimmen. Das war nicht immer einfach, wie Bärbel erzählte; oft wurde sich unter Geschäftsleuten mit Marken „ausgeholfen".

August 1955

Schwester Bärbel arbeitete bereits ein Jahr lang in Zehlendorf bei Tante Else. Auch aus ewigem Ärger mit dem Finanzamt wollte Else Lehmann ihr Geschäft verkaufen. Die Chance, dass unsere Eltern „einsteigen" könnten, lag auf der Hand. Um es kurz zu machen: Heinz und Lisa übergaben ihr Geschäft und die Wohnung in der Langhansstraße dem Sangesbruder Fleischermeister Wilhelm Schwenk und seiner Frau Mizzi und zogen ihrerseits in Schwenks Wohnung, Revaler Str. 3, 4. Stock, nahe der Warschauer Brücke. Als Privatleute stellten sie einen Ausreiseantrag. Begründung: Vater arbeitsunfähig, Rückenleidden, Attest vom Arzt, Möglichkeit mit seiner Frau ein kleines Geschäft in West-Berlin zu übernehmen.

Nach vier Monaten, im Februar 1956, durften wir mit „Sack und Pack", alles genaustens aufgelistet, ausreisen.

Ladenstraße U-Bahnhof Onkel-Toms-Hütte

Die Arbeitsräume befanden sich in Zehlendorf, in der Onkel-Tom-Straße 93 im Keller der Villa, in der wir nun wohnten. Tante Else lebte fortan im Garagenhaus auf dem Grundstück, ein Nebengebäude, in einer kleinen Wohnung mit einem Wohnzimmer, Küche und im 1. Stock einem Schlafzimmer mit Bad.

Ein Hauptgrund, weshalb die Eltern darauf bestanden, dass ihr Sohn ab 1.3.56 das Fleischerhandwerk im elterlichen Betrieb erlernte, waren die zahlreichen Diebstähle der Angestellten und Lieferanten; man brauchte Vertrauenspersonen.

Bärbel hatte inzwischen Wolfgang Kümpel (durch Tante Else?) kennen und lieben gelernt. Auf dem Fleischgroßmarkt in der Lüneburger Straße betrieb Wolfgang mit seinem Vater einen Großhandel. Seine Arbeitszeiten: von sonntags 22:00 Uhr 16 Stunden arbeiten, 8 Stunden Schlaf, bis samstags 16:00 Uhr durchgehend. Schwiegermutter in spe Lydia erwartete von ihrer zukünftigen Schwiegertochter eine ähnliche Arbeitsauffassung. Gerade aus diesem Grunde waren Heinz und Lisa sehr zurückhaltend in ihrer Begeisterung für eine Heirat der Beiden. Dennoch:

Im März 1959 wurde im Hotel Gehrhus1 im Grunewald nach der kirchlichen Trauung in der Ernst-Moritz-Arnd-Kirche eine standesgemäße Hochzeit gefeiert, wie damals üblich, ausgerichtet von den Brauteltern.

Es war für Mutter eine große Freude, dem jungvermählten Paar bei der Einrichtung ihrer ersten gemeinsamen Wohnung in der Kehlheimer Straße tatkräftig zu beraten. „Möbel Hübner wohnt, das weiß ich, Blücherstraße 32", tönte es aus dem Radio, aber auch bei Möbel Olfe wurde eine Chippendale Wohnzimmergarnitur gekauft.

Jeden Montag und Donnerstag gegen 4:45 Uhr fuhren Lisa* und Heinz im eigenem VW-Pritschenwagen in die Lüneburger Straße auf den Fleischgroßmarkt, um etwa 15 halbe Schweine, 3 Hinterviertel vom Rind und Innereien zu kaufen – da, wo man sich über den Preis einig wurde, also auch bei der Verwandtschaft. Dann kam wieder die drastische Lisa zum Vorschein, ihr Schwiegersohn wog ihrer Meinung nach immer zu knapp; Schwiegersohn Wolfgang war schon damals ein Gemütsmensch, er hatte korrekt gewogen und deshalb störten ihn diese kleinen Sticheleien seiner Schwiegermutter nicht. Mutter trug beim Einkauf auf dem Großmarkt immer eine Geldtasche mit sich, es wurde sofort bezahlt, von Schecks hielt sie nicht viel und von offenen Rechnungen schon gar nichts. Man kaufte also z. B. beim Fleischer Prey, dem Vater des später berühmten Baritons Hermann Prey, Lämmer und Hamel. Lisa Matschke genoss in der gesamten Branche große Anerkennung, auch hatte man Respekt, weil sie „kein Blatt vor dem Mund nahm". Jeder wusste, woran er bei ihr war. Vater war dagegen im Einkauf nachlässiger, er guckte nicht auf den Pfennig. Wenn die Arbeit erledigt war, gönnten sich beide ein Mettbrötchen und eine Tasse Kaffee in der Kantine des Großmarkts, bevor sie gegen 7:30 Uhr in Zehlendorf eintrafen. Flott wurde abgeladen, danach gefrühstückt, meistens von Mutter zubereitete belegte Brötchen.

Wie schon erwähnt, die Öffnungszeiten änderten sich im Laufe der Jahre. 1960 war die Fleischerei in der Ladenstraße montags ganz geschlossen. Heinz Junior hatte inzwischen mit mäßigem Erfolg die Gesellenprüfung abgelegt und arbeitete mehr schlecht als recht mit wenig Freude als Fahrer. Die Ware wurde von der Werkstatt in der Onkel-Tom-Straße mit dem Auto etwa 400 m über die Argentinische Allee in die rückwärtige Ladenstraße angeliefert. Der Vater war mit dem „Geschäftsinteresse" seines Sohnes nicht zufrieden und wegen einer Lappalie (ein harmloser Streit zwischen einem Gesellen und seinem Sohn) ließ er ihn durch die Mutter wissen, dass er nach seinem Urlaub nicht mehr bei ihm zu arbeiten bräuchte.

Am 12. August 1961* begann die DDR mit dem Mauerbau durch Berlin. Am Checkpoint Charly in der Invalidenstraße, Berlin-Mitte, standen sich russische und amerikanische Panzer gegenüber, Bürgermeister und Kanzlerkandidat Willy Brandt beruhigte die aufgebrachten West-Berliner, die einen Krieg befürchten mussten. Dennoch: Mutter konnte ihren Mann nicht davon abhalten, den Rausschmiss angesichts der politischen Lage zurückzunehmen. In Schöneberg, unweit vom Rathaus, arbeitete Heinz ab sofort bei Meister Franz Schwab, Mutter kaufte ihrem Sohn einen neuen Fiat 500 ohne Wissen des Vaters für 3.000,– DM. So war sie, immer großzügig: Problem erkannt, Problem gelöst!

Der erste Enkel

Am 28. Dezember 1961 schenkte Bärbel ihrem ersten Sohn Christian das Leben. Die ganze Familie war glücklich und Mutter ihrer Tochter sofort eine große Hilfe. In den folgenden Monaten war der Christian oft in Zehlendorf und später war es seine zweite Heimat. Für die Großeltern war es selbstverständlich, Christian zu beherbergen. Er war für sie ein Sonnenschein und verschönte ihr Leben, natürlich durfte er alles, auch mit einem Hammer den edlen Glastisch bearbeiten. Hauptsache, er hatte „Freude". Später durfte er bei den Großeltern auf der Besuchsritze fernsehen, durchaus auch den „Kommissar" am späten Samstagabend. Bärbel und Wolfgang wohnten inzwischen in Zehlendorf. Zwei Jahre später am 8. Dezember 1963 kam Andrea zur Welt.

Steuerprüfung

Im Jahre 66 stand nach 10 Geschäftsjahren eine erste große Steuerprüfung an. Sie wurde verschoben, der zuständige Steuerprüfer war erkrankt. Im folgenden Jahr beantragte man erfolgreich eine Verschiebung wg. Renovierungsarbeiten am Haus. Im Juni 68 war es dann endlich soweit. Der Steuerprüfer waltete seines Amtes und entdeckte , dass Mutter systematisch die Steuer betrogen hatte. Es waren bittere Stunden für die ganze Familie. Mutter nahm eine große Menge Schlaftabletten, wollte wohl Mitleid erregen, kippte im Laden um und wurde im Krankenhaus reanimiert. Als Besitzer war Heinz Matschke sen. voll verantwortlich und wurde zur Rechenschaft gezogen. Am Ende: 350.000,– DM Nachzahlung von Steuerschulden und 350.00 DM Geldstrafe, zum Glück keine Gefängnisstrafe. Kurze Zeit später durfte nicht mehr darüber gesprochen werden, Mutter wollte nichts mehr davon hören: „Nu is jenuch"!

Lisas größte Schwäche oder vielleicht auch Stärke war, dass sie jeden Anflug von eventueller Kritik an ihrer Person abschmettern ließ: "Nu is jenuch". Warum? Bis heute ist mir unerklärlich, warum sie mit sich selbst so unehrlich war. Sie rauchte und trank, hatte ewig schlechte Laune, abends nahm sie Schlaftabletten, morgens Kopfschmerztabletten und ab 11:00 Uhr „schmeckte" ihr wieder das Bier und die Zigarette. Wenn sie zu ihren Angestellten ungerecht war und es registriert hatte, „weichte" sie das Unrecht mit einer Extrazuwendung beim allabendlichen Paket mit Wurstwaren auf. Und sie konnte sehr ungerecht sein. Für sie gab es nur schwarz oder weiß! Ihr Urteil über Menschen war von wenig Nächstenliebe geprägt.

Im Jahre 1969, ihr Mann Heinz war mit seinem Freund Karl Riemer in Marienbad zur Kur. Kurz nach ihrer Rückkehr traf ein an Heinz Matschke adressierter Brief aus Karlsbad ein. Mutter öffnete den Brief. Darin schrieb eine tschechische Frau, „dass sie sich nach Heinz sehnte". Nun kam wieder der fragwürdige Charakter von Lisa durch. Sie hatte sich in der Steueraffäre schuldig gemacht. Jetzt konnte sie Rache üben und konfrontierte ihren Mann mit diesem unrechtmäßig geöffneten Brief. Heinz wiederum machte einen Riesenfehler, indem er sich jede Anschuldigung verbat, „eine Verwechslung mit Karl Riemer unterstellte" und den tief Beleidigten gab.

In seinem Auto fand ich einen Zettel: „Liebster Heinz, bin beim Friseur, hohl mich ab. Deine Sonja“. Beiden habe ich die Existenz dieser Schmach verschwiegen.

Zu Ostern 1970 kamen die Eltern nach Lüneburg, um ihren Sohn in drei verschiedenen Rollen zu erleben. „Iss ja ganz nett, watte da machst, aber von 600 brutto kanzte keene Familie ernähren, watt is jetzt, willste det Geschäft oder nicht?" Das waren die Worte vom Vater an seinen Sohn. Der hatte zwar schon harte Zeiten als Sänger am Stadttheater Lüneburg erlebt, war aber wild entschlossen, seine Karriere fortzusetzen, am Theater zu bleiben. Sie nahmen seinen Wunsch zur Kenntnis und leiteten die Aufgabe ihres Geschäftes ein. Am 1. August 1970 übergaben Heinz und Lisa Matschke das Geschäft an einen Herrn Buck. Die Villa in der Onkel-Tom-Straße wurde vermietet, ein Reihenhaus mit Garten im Waldhüterpfad zur Miete bezogen.

Lisa machte Aushilfe bei mehreren Ladenbesitzern in der Ladenstraße, Heinz kümmerte sich um den Garten, fuhr seine Enkelin Andrea zum Reiten, spielte montags wie immer Skat, um dann ab 19:00 Uhr im Chor des Fleischer Gesangsvereins Moabit, altersbedingt nun Bass, zu proben. Ab und an machten Lisa und Heinz kleine Reisen mit ihren Enkelkindern, inzwischen etwa 11 und 9 Jahre alt in den Harz oder ins Fichtelgebirge.

Die Enkelkinder Christian und Andrea

Auf meine Bitte hin, erinnert sich Christian 2018 an die Großeltern wie folgt:

Hier kurz eine Story. Ich war Ende der Sechziger mit Oma in Bad Bevensen. Zum Nachtisch gab‘s immer Eis, wir wohnten in einem Hotel etwas abseits. Obwohl ich schon ganz schön dick war und der Weg zum Ort ziemlich lang, ich hab mich dann immer so an Oma reingehängt, weil ich so fett und faul war und Oma musste mich dann praktisch den ganzen Weg mitschleifen. Arme Frau!

Immerhin war ich nicht so fett wie Andrea. Im Winter 1971 haben wir Schneehöhlen gebaut meine Schulkameradin, gertenschlank ist durchgeschlüpft. Ich kam gerade so durch, aber Andrea blieb stecken und hatte furchtbare Angst. Wir mussten einen von den Gesellen holen, um sie daraus zu ziehen, ich hab natürlich wie irre gelacht. Arme Andrea.

Ja richtig, bei Oma Wohnzimmer war immer so ein blauer Dunst und die Tapeten hatten so eine Elfenbeinfarbe. Geraucht wurde ja wie verrückt. Essen, Rauchen, Fernsehen; das waren so die Hauptbeschäftigungen. Sehr beliebt war der Blaue Bock. Allerdings war damals von 13 bis 16:00 Uhr Fernsehpause, nur Testbild, das war aber auch ganz schön.

Mit Opa bin ich übrigens öfters um die Krumme Lanke gelaufen. Immerhin ein bisschen Bewegung. Er hat mir dann vom Krieg erzählt und im Nachhinein finde ich, dass er nichts beschönigt hat, so als fanatischer Nazi ist der nie rüber gekommen. Allerdings

waren beide, Opa und Oma, Antisemiten und das mit der Aufarbeitung hat ihnen nun gar nicht gefallen, es sollte einfach jetzt mal Schluss sein und jetzt wären sie alle wieder da. Ja, der übliche Unsinn. Opa hatte auch immer sehr viel Verständnis für die Russkis. Der Feind war der Westen, so auch bei Opa, die Amis sind eben entartet. Bei mir, Christian, ist es umgekehrt, ich finde die Russen zum Kotzen. Dafür liebe ich die USA.

Ach, schön war es immer, wenn ich krank war, hatte oft Halsschmerzen, dann lag ich oben im Gästezimmer. Die Wäsche roch so gut und Oma brachte mir Kraftbrühe. Ich las dann ein Comic nach dem andern. Im Grunde habe ich als Kind gar nicht viel mitbekommen, da fehlte mir sowieso der Durchblick. Bei Oma durfte ich alles, ich spielte manchmal mit Opa und Andrea Karten, glotzte, lag abends in der Besuchsritze. Verlangt wurde nicht viel von mir, ich war der kleine Lord. War natürlich nicht perfekt, was die Förderung betraf, aber die beiden, Opa und Oma, waren glücklich, weil sie jemanden hatten, den sie verwöhnen konnten. Und sie wussten es halt nicht besser.
Beste Grüße von Christian, April 2018

Am 23. Februar 1973 heiratete Sohn Heinz, inzwischen 32 Jahre alt, in Flensburg seine Kollegin, die Engländerin Veronika Rotton, 22, Tänzerin am Landestheater Schleswig.

3. Enkel

Am 24. Juli 1973 kam ihr erstes Kind, Sohn Cornelius Hugo, in Osnabrück zur Welt. Heinz und Lisa kamen in ihren Mercedes 240 Diesel nach Osnabrück, um ihren 3. Enkel kennen zu lernen. Und Mutter hatte nicht vergessen, dass der junge Vater ihr etwa 1968 gesagt hatte, wenn er jemals Kinder hätte, diese ihr nicht ohne Aufsicht anvertrauen würde. Diese Worte, meine damalige Auffassung über die Betreuung ihrer Enkelkinder Christian und Andrea, gaben wohl den Ausschlag, dass sowohl Lisa wie auch Heinz keine echte Beziehung zu Hugo, später Gregory und Tilo hatten. Der Besuch war kurz, Mutter fühlte sich unwohl in jeder Hinsicht, man reiste noch am selben Tag ab.

„Nu is jenuch"

In den Sommerferien 1974 besuchten wir, Bonni, Heinz und Hugo, die Eltern auf Fehmarn für 1 Woche. Wir reisten mit unserem kleinen Fiat 500 an und wohnten unter einem Dach in einem dieser drei großen Wohntürme. Es war eine nette Woche für alle Beteiligten, zu der natürlich der zauberhafte Hugo am meisten beitrug. Lisa war gut erholt und da sie ohnehin den Tagesablauf bestimmte, herrschte eine sehr angenehme Urlaubsstimmung.

Heinz und Lisa verlebten ruhige Zeiten in ihrem kleinen, aber feinen Häuschen im Waldhüter Pfad. Sie hatten sich, obwohl sie ja zur Miete wohnten, eine Gasheizung einbauen lassen. Zum Haus gehörte ein kleiner vielleicht 150 m² großer Garten, den Vater nun fortan bewirtschaftete. Lisa war in der Ladenstraße

so eine Art Feuerwehr. Sie machte da Aushilfe, wo sie gebraucht wurde und „verkaufte“ mit ungebrochener Freude. Heinz betreute seine Enkelin Andrea. Ihre Eltern hatten ihr ein wunderbares Pferd gekauft, die zwölfjährige Stute Elpina. Ein ehemaliges Dressurpferd, ausgebildet vom besten Dressurreiter Berlins, Reitlehrer Otto Schrader. Mit ihren Enkelkindern machten sie weiterhin kleine Reisen, meist in den Harz, aber auch an die Nordsee. (Bild Seite 78)

Mutter 60, Vater 65 Jahre alt, hatten das wahr gemacht, wovon die meisten Selbstständigen nur zu träumen wagten. Sie hatten sich rechtzeitig zur Ruhe gesetzt, finanziell unabhängig, lebten ganz nach ihren Vorstellungen, ein schönes, geruhsames Leben. Kulturell waren sie nicht interessiert, sie gingen weder ins Theater noch in die Oper, geschweige denn ins Kino, Fernsehen genügte ihnen.

Die Eltern zu Besuch in Gelsenkirchen Anfang April 1976

Sie besuchten an einem Sonntag zwei Vorstellungen, nachmittags „Hair” im kleinen Haus und am Abend „Paganini” im großen Haus. Immerhin: Sie fanden mich in beiden Aufführungen sehr gut. Wir hatten Ihnen unser Schlafzimmer zur Verfügung gestellt und ich erinnere mich ganz genau, Vater war schon zu Bett, dass ich zu meiner Mutter fast flehentlich sagte, ich wünschte mir von ihr ein Wort der Anerkennung. Aber sie konnte sich nicht überwinden, mir ein paar gute Worte der Bestätigung meines Tuns mit der Familie und im Beruf zu sagen. Und am nächsten Tag reisten sie wieder vorzeitig ab, weil das Reisgericht, dass Bonni zubereitet hatte, ihnen nicht schmeckte. Am Abend zuvor schmeckte ihnen allerdings die Kabanossi-Wurst großartig, als ich ihnen aber sagte, dass diese Wurst von Westfreibank-Fleisch hergestellt wurde, fehlte nicht viel und sie hätten sich übergeben. Wie dumm von mir! Kurz: Mutter passte dies und das nicht, Bonni konnte ihr ohnehin nichts recht machen und zu den Kindern, inzwischen war Gregory geboren, fand sie keinen liebevollen Zugang.

Wir telefonierten regelmäßig sonntags. Die Gespräche liefen wie folgt ab: „Guten Morgen Mutter, wie geht’s”? „Wie soll’s schon gehen, wie immer“. Nie kam eine interessierte Gegenfrage.

Schenken und beschenkt werden

Mit den Geschenken von Ihnen war es immer besonders problematisch. Hauptärgernis war meistens, dass nicht postwendend per Telefon gedankt wurde. Zum anderen schenkte Mutter ihren Geschmack: Kleidung aus Polyester, was wir damals strikt ablehnten. Wir haben uns dann darauf geeinigt, dass sie keine Geschenke mehr machen sollten. Umgekehrt war‘s leider auch höchst problematisch.
Zum 66. von Mutter, 1981, und den Folgen: Wir machten uns immer Gedanken, wie wir meine Eltern mit einem besonderen Geschenk erfreuen könnten. So hatte ich die Idee, ihnen eine Wasserpfeife zu schenken, mit dem Hintergedanken, dass sie ihre Rauchgewohnheiten eventuell ändern könnten. Vater schenkte ich ein Buch über die Angelei, mit großartigen Bildern. Die schriftliche Reaktion war niederschmetternd. „Mein lieber Sohn! Vielen Dank für die Blumen und die guten Wünsche. Zum Glück

kam die Karte erst am Abend, sonst wäre der Tag wieder verdorben, denn ein Bericht über die Leiden in der Welt passt ja wohl wenig zu einem Geburtstag, die Behinderten hast du noch vergessen. Da hilft nur Spenden jede Menge. Wir möchten unser fröhliches Rentnerleben noch ein bisschen genießen ohne eure Jammerbriefe, denn Aufregung schadet unserer Gesundheit. Nun kommt wieder Weihnachten, da hätten wir eine Bitte, von einem persönlichen Geschenk, wie ihr es nennt, abzusehen, denn von der blöden Wasserpfeife angefangen, ist nichts zu gebrauchen und landet im Müll. Das wunderschöne Fischbuch wäre für eine Zwölfjährigen vielleicht passend, aber wenn man 60 Jahre angelt, kennt man die Fische und hat auch Kisten voller Bücher. Da Euch Geldgeschenke nur Ärger bereiten, werden wir uns in Zukunft mit einer Karte begnügen. Im Fernsehen konnten wir ein Go-Kart* sehen, ist ja großartig, läuft 80 Sachen oder noch mehr, in Berlin haben wir noch keinen gesehen. Wenn Hugo 18 ist, wird wohl ein Porsche vor der Tür stehen. Liebe Bonni, du möchtest Onkel und Tante und Liebe. Wir lieben euch alle sehr und bewundern Heinz, dass er in dem schwersten aller Berufe Erfolg hat. Aber an seine Kinder darf keiner ran, das hat er sich verbeten, da war noch gar keins geboren, sonst werden sie so wie Christian und Andrea. Wir hoffen, dass Euch diese Zeilen bei bester Gesundheit erreichen. Aber lasst Euch nicht abhalten, spinnt ruhig weiter. Wir aber wollen unsere Ruhe haben. Heinz und Lisa – Vater und Mutter ist ja wohl nicht mehr modern. 2.11.1981." *wir meinten ein Kettcar

Viel später habe ich Mutter darauf noch mal angesprochen. Sie meinte, diesen Brief hätte ihr Vater diktiert. Könnte sein! – Schenken und beschenkt werden war leider immer mit sehr viel Irritation verbunden, bei allen.

1979 besuchten uns meine Eltern in Laatzen. Dieser Besuch hatte den großen Vorteil, dass sie im Hotel Haase wohnten und sich jederzeit zurückziehen konnten. Bonni gab sich viel Mühe, ein Essen nach ihrem Geschmack zuzubereiten. Wir haben auch kleine Wanderungen an der Leine unternommen, dieser Besuch war ein Erfolg. Sorgen musste man sich um ihr ständiges Rauchen machen.

24.5.1981 Wir besuchten Oma und Opa, der an diesem Tag seinen 71.Geburtstag feierte, in Altenau im Harz. Das Wetter war uns nicht gnädig.

1985 im Januar fuhr Vater mit seinem Freund Karl Riemer erneut zur Kur nach Marienbad, obwohl ihm sein Hausarzt von einer Kur abgeraten hatte (so Mutter). Kurz vor Ankunft erlitt er einen Herzinfarkt. Er überlebte und wurde nach damaligen Erkenntnissen ruhig gehalten und gut gepflegt. Größte Sorge bereitete ein eventueller Transport nach Berlin. Mutter reiste mit Christian nach Marienbad. Christian schilderte, dass Mutter mit dieser Situation überfordert war. Im März wurde Vater mit einem Krankentransport nach Berlin gebracht.

Im Vorfeld habe ich viele Gespräche mit Mutter geführt, versucht, ihr zu erklären, dass jetzt für beide ein neuer Lebensabschnitt begänne, alles müsste anders werden. Wortwörtlich habe ich ihr gesagt, dass sie sich ganz auf Vater einstellen muss, er bestimme den gemeinsamen Tagesrhythmus; bestimme, wann geschlafen, gegessen, ferngesehen wird. Erfahrungen, von denen mir Lauffreunde, die einen Herzinfarkt erlitten hatten, berichteten.

Es kam wie es kommen musste. Mutter bestand auf ihren Tages- und Nachtrhythmus, sie gingen gemeinsam früh zu Bett, sie schnarchte ihm was vor und er grübelte hellwach, hatte natürliche Ängste, einen erneuten Herzinfarkt zu bekommen, hoffte, einen Spezialisten zu finden, der ihm in einer OP By-Pässe einsetzen sollte. Anfang Mai wurde er ins Behring-Krankenhaus in Zehlendorf aufgenommen, um eine OP vorzubereiten.

24. Mai 1985

An seinem 75. Geburtstag besuchten wir ihn im Behring-Krankenhaus. Vater sah blendend aus, saß in einem Rollstuhl und nichts deutete darauf hin, dass er lebensgefährlich erkrankt sei. (Bild Seite 100)

Am 20. Juni wurde er auf seinen ausdrücklichen Wunsch im Westend-Krankenhaus am Herzen operiert. Die erste Stellungnahme der behandelnden Ärzte war durchaus positiv, ihm seien 5 Bypässe angelegt worden und es ginge ihm den Umständen entsprechend gut. 12 Stunden später war er tot. Er hatte diesen schweren Eingriff nicht überlebt.

Unter großer Anteilnahme der Fleischersänger aus ganz Deutschland, Vater war 10 Jahre 2. Vorsitzender des Deutschen Fleischer Sängerbundes mit 60.000 Mitgliedern, wurde er zu Grabe getragen. Es war eine würdige Feier, ein vielstimmiger Herrenchor sang das Lied vom Feierabend. „Heinz Matschke hat eine Spur hinterlassen, vorbildlich in seinem Einsatz für den Deutschen Fleischersänger Bund bei den großen Festveranstaltungen, seriös und verantwortungsbewusst, er hat sich verdient gemacht, so Artur Düsterer, Nürnberg, in seiner Trauerrede. Wie üblich, wurde nach der Trauerfeier zu Kaffee und Kuchen eingeladen.

Mutter vermachte mir den 240 Diesel Mercedes, aber unser Verhältnis trübte sich ein, sie vermutete, dass ich Erbansprüche stellen würde. Im Nachhinein waren es für mich traurige Zeichen der Ausgrenzung. Es dauerte Monate, bis vernünftig miteinander umgegangen wurde. Die anstehenden Erbauseinandersetzungsverfahren brachten Ruhe in die Familien, jeder wusste, woran er war.

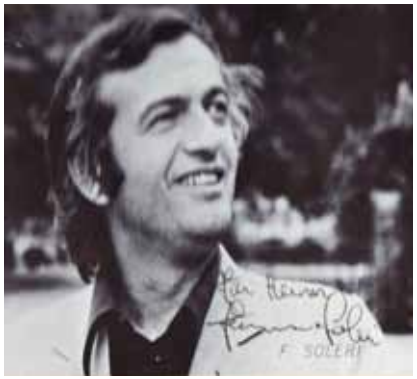
Bärbel war nach Vaters Tod eine treusorgende Tochter. Mutter kam erstaunlich gut zurecht. Am 28. Oktober 1985 reisten wir aus Hannover nach Zehlendorf und feierten gemeinsam ihren 70. Geburtstag. Sie war bei bester Gesundheit, auch die Zigarette schmeckte noch immer.

Vom 15. bis 26.12. besuchte uns Mutter für eine Woche. Jedes Familienmitglied gab sich große Mühe, diesen Besuch zu einem Erfolg werden zu lassen, Harmonie um jeden Preis war angesagt. Dennoch,

- Der letzte Besuch bei Opa
- Chordirektor Julius Albeck
- Birke Bruck
- Szene Katharina Ismailova
- West Side Story

- Gregory – Geburtsanzeige
- Bonni schwanger
- Greg, Hugo, Bonni
- Der Souffleur

- Viva la Mamma
- Mutters 85ster mit Werner Frenzel
- Feruccio Soleri
- Bundestagswahl
- Intendant Günter Könemann



- Kalchas – 2 x
- Wirtshaus im Spessart - Minister Ertl als Zuschauer
- Mario Brell
- Wozzek mit Toni Blankenheim

- Hair

mehrmals drohte Mutter mit Abreise. Ich hatte das Gefühl, dass sie einen Vorwand suchte, um mit mir ganz zu brechen. Sie konnte sich einfach nicht freuen, über nichts. Die Jungs gaben sich große Mühe, spielten ihr was vor, suchten die Unterhaltung. Liebe war es nicht, was den endgültigen Bruch verhinderte. Als sie am 3. Feiertag abreiste, war ich immer noch ihr Sohn, sie meine Mutter. „Nu is jenuch".

Wolfgang und Bärbel, 49 bzw. 47 Jahre alt, „setzten sich zur Ruhe", kauften 1987 ein herrliches Anwesen in Wicheln, nahe Lüneburg. Beide hatten große Pläne, Wolfgang wollte Schafe, Bärbel Hunde züchten.

Etwa ein halbes Jahr später zog Mutter zu ihren Kindern nach Wicheln in eine schöne 3-Zimmer-Wohnung, ebenerdig, direkt neben dem Hauptgebäude, wo Bärbel und Wolfgang leben. Das war sicher eine richtige und gute Entscheidung. Mutter hatte ihre eigene Wohnung, aber zu jeder Zeit Hilfe. Besonders Wolfgang hatte große Geduld mit seiner Schwiegermutter und erfüllte ihr jeden Wunsch.

Wicheln

Anlässlich seines 80. Geburtstages, am 31.Oktober 2017 lud Wolfgang Verwandte, Freunde und Bekannte nach Potsdam zu einer Feier ein. Wolfgang sagte in seiner Begrüßungsrede, die auch eine kleine Rückschau war, wortwörtlich: „Wicheln war eine ruhige Zeit"! Dem möchte ich nichts hinzufügen und fahre fort, etwa zehn Jahre später.

Bärbel und Wolfgang, zum zweiten Mal Großeltern, Andrea hatte Sohn Maximilian geboren, zog es sie wieder nach Berlin. In Stahnsdorf, nahe Kleinmachnow, hatte Wolfgang mit der Firma Schlömer ein Haus gebaut. Mutter zog in den luxuriösen Alterswohnsitz Rosenhof in Berlin-Mariendorf, direkt an der Trabrennbahn ein. Sicher war es nicht ganz uneigennützig von Bärbel und Wolfgang und mehr als verständlich, endlich mal für sich sein zu wollen, Zeit für ihre Enkel zu haben. Ihr Sohn Christian lebte mit seiner Familie ebenfalls in Stahnsdorf.

Lisas 85. Geburtstag wurde in Kümpels schönem Haus ausgiebig gefeiert, das wunderbare große Zimmer glich einem kleinen Konzertsaal. Ich hatte Werner Frenzel mitgebracht und wir haben ein Konzert zu ihren Ehren gegeben. „Das nehme ich mit ins Grab", sagte Mutter, vielleicht endlich mal ein bisschen stolz auf ihren Sohn. (Bild Seite 102)

Mutter hatte vor etwa fünf Jahren das Rauchen auf Empfehlung eines Arztes vom Lüneburger Krankenhaus von einem Tag zum anderen aufgegeben. Und nun, eigentlich ganz logisch, machten ihr ihre Bronchien zu schaffen. Mehrmals wurde sie mit Verdacht auf Lungenentzündung ins Krankenhaus eingeliefert. An Bärbels 65. Geburtstag, dem 24. März 2002, lag Mutter im Krankenhaus. Sie hatte am Vortag einen schweren Herzinfarkt erlitten, wurde reanimiert. Die behandelnden Ärzte gaben ihr nur noch wenig Chancen, gesund zu werden. Am Vortag ihres Ablebens besuchte ich sie im Moabiter Krankenhaus. Sie erkannte mich und rief: „Mein Sohn", um sofort wieder in einen Dämmerzustand, bedingt

durch die Wirkung des Morphiums zurückzufallen. Es sollte meine letzte Begegnung mit meiner Mutter sein.

Wer bis hier folgen konnte, könnte annehmen, dass unser Verhältnis kein gutes war. Dennoch: wie wichtig sie in meinem Leben war und ist, erkenne ich daran, dass bis heute kein Tag vergeht, an dem ich sie nicht zitiere oder an sie denke. Einige ihrer Eigenschaften erkenne ich bei mir wieder.

Es war eine würdige Beerdigung in der Kapelle auf dem Stahnsdorf Friedhof. Nu is jenuch.

Musiktheater im Revier Gelsenkirchen

Der erster Eindruck, wenn man aus dem Zug steigt, ist grausamen! Die Bahnhofsstraße führt direkt zu diesen Monstrum von Glasbau, dem Musiktheater im Revier! Aber schon der Pförtner macht Punkte: „Ja Herr Maraun, wir erwarten sie, der Kollege Töns bringt sie in den Chorsaal".

Ich wurde begrüßt wie ein alter Bekannter. Neben Chordirektor Julius Asbeck waren Basskollegen und der 1. Kapellmeister Möhlich anwesend. Repetitor Hermann Nass begleitete mich ganz ausgezeichnet bei der Osmin-Arie „O wie will ich triumphieren", mein tiefes D kam hörbar. Allgemeine Anerkennung! Wie steht's um ihr Italienisch? „Io parla la Lingua italiana un poco!" Lachen. „Wir machen die Italiener in Originalsprache und die gleiche Produktion dann eine Woche später in Deutsch mit zwei Besetzungen, nur der Chor bleibt der selbe", so Julius Asbeck, Zeit seines Lebens in Gelsenkirchen und seit über 20 Jahren bei den Festspielen in Bayreuth die rechte Hand vom „Chordirektorgott" Norbert Balatsch. Er machte noch ein paar Übungen mit mir und begrüßte mich mit Handschlag als neuen Kollegen. Auch neu für mich, die anwesenden künftigen Kollegen gaben ihrer Freude Ausdruck. Ein Kollege bot sich an, mich über verschlungene Wege zum Intendanten zu begleiten. Intendant Günter Könemann fand nette Begrüßungsworte, informierte mich über die Gage und fragte nebenbei, was ich an Solistischem bisher gemacht hätte. Ich zählte einige Rollen auf und fragte nach einer eventuellen Vakanz für meine Frau. Könemann war sich sicher, dass sie, „wenn sie nicht gerade 2 X-Beine hätte", vom Ballettmeister Sansinanea für die nächste Spielzeit engagiert würde.

In der riesigen Kantine des Musiktheater lernte ich dann noch einige zukünftige Kollegen kennen. Udo Wegener, dem ich ja zwei Jahre zuvor beim Umzug nach GE geholfen hatte, lud mich zu sich ein. Seine Frau Thea, hauptberuflich Lehrerin, versprach, sich um eine Wohnung für uns zu bemühen.

Mein ersten Arbeitstag

Der Chorsaal, ein kleines Amphitheater, unten am Klavier saß der Meister, und von links nach rechts saßen die Stimmgruppen: 2. Tenöre, ganz rechts außen die 2. Bässe. Julius Asbeck hatte zwei Behinderungen: einen schweren Augenfehler (keiner konnte genau wissen, wen er gerade ansah!) und ein steifes Bein. Es hinderte ihn aber nicht, über sich selbst Witze zu machen. Es herrschte eine produktive an-

genehme Arbeitsatmosphäre. Wenn seine Proben zu Ende waren, spielte er immer den River-Quai-Marsch.

„Katharina Ismailova", die grandiose Oper von Schostakowitsch, stand als Eröffnungspremiere an, hervorragend besetzt u. a. mit den wunderbaren Bassisten Andrzey Saciuk, Antony Raffell und Günter von Kannen. Alle drei machten später große Karrieren. Die Titelpartie sang die Ungarin Idilko Laszo. Es wurde Deutsch gesungen, Hermann Wedekind, damals Intendant in Saarbrücken, führte Regie. Diese erste Produktion, eigentlich eine Choroper, bestärkte mich, den richtigen Schritt getan zu haben. Die Kollegialität war wie der Ruhrpott selbst, eine kameradschaftliche Mannschaft mit starken Persönlichkeiten, aber auch Sängern, die einer Solokarriere nachtrauerten. Einige hatten an der Folkwang-Schule in Essen studiert und von ihrem damaligen Opernschullehrer Günter Roth, der Intendant in Gelsenkirchen wurde (bis 1971, dann Hannover), das Versprechen erhalten, in Gelsenkirchen als Solisten engagiert zu werden.

Gleich in der zweiten Woche bekam ich eine Chance in einer Wiederaufnahme der West-Side-Story, in der Inszenierung von Birke Bruck. Der erste Buffo des Hauses, Günter Nowak, war in einer Operettenproduktion, die zur gleichen Zeit im kleinen Haus lief, beschäftigt. Seine Rolle, den Arab, konnte ich schon bei der ersten Probe zur vollsten Zufriedenheit der Regisseurin Birke Bruck abliefern. Ich hatte „ein Bein in die Tür gesetzt". Die Vorstellungen liefen sehr gut. Meine Partnerin, eine 27-jährige Tänzerin, verheiratet mit Tenor William Olvis, Mutter von zwei Kindern, machte es mir leicht. Dann die Tragödie: Am 30. Dezember 1974 hatten wir unsere letzte gemeinsame Vorstellung von West-Side-Story. Silvester, kurz vor 13:00 Uhr, letzte Besorgung, es fehlten „Berliner", wurde ich von zwei Polizisten in der Crangerstraße angehalten, Vorwurf wegen zu schnellen Fahrens. Bei der Aufnahme meiner Daten fiel beiläufig das Stichwort Theater und ein Beamter erzählte, dass er heute Morgen 2 kleine Mädchen unmittelbar am Musiktheater aufgegriffen hätte, Kinder einer Tänzerin, die wenig später in ihrer Wohnung tot aufgefunden wurde. Obwohl ich ihnen sicher sofort erzählte, wie nahe mir diese Frau stand, „walteten Sie ihres Amtes": keine Geldstrafe, sondern Anzeige. Die beiden Mädchen, der leibliche Vater William Olvis, war unauffindbar, kamen offiziell in die Obhut vom Kollegen Lutz Ulrich Flöth. Er war ihnen für 2 Jahre ein rührender Pflegevater, bevor sie dann zu Verwandten in die USA übersiedelten.

Ein italienisches Team für Viva la Mamma

Ferruccio Soleri Regie, Enzo Frigiero Bühnenbild und Mauro Pagano Kostüme, von Intendant Günter Könemann für die Produktion „Viva la Mamma" von Donizetti engagiert. Das war sicher eine Großtat, denn das gesamte Team arbeitet zum 1. Mal in der Bundesrepublik. F. S. war schon damals der berühmteste Commedia-dell-Arte-Arleccino-Darsteller in Italien, genau gesagt am Piccolo Teatro in Mailand, an dem der berühmte Giorgios Strehler Intendant war. Enzo Frigiero, später einer der gefragtesten Bühnenbildner in Europa, wie auch der Kostümbildner Mauro Pagano. Sie waren von der 1. Probe bis zur Premiere ständig anwesend.

Soleri erfand eine stumme Rolle: den Souffleur. Lange Rede, kurzer Sinn, man besetzte mich mit dieser Rolle. Zunächst wuselte ich als gebrechlicher älterer Herr mal im Souffleurkasten und mal am Cembalo rum, musste auch schon mal einen Streit schlichten. Aber im Laufe der Arbeit hatte der Komödiant Soleri gerade an dieser Rolle einen Narren gefressen und er spielte vor, was das Zeug hielt. Der S. war plötzlich auch nicht mehr stumm, sondern sprach mit ziemlich kaputter Stimme Stichworte wie „quell placido“, zunächst bei der „Probe des Stücks im Stück" auf der Bühne, dann bei der „Vorstellung“ aus dem Souffleurkasten. Allein in diesen muschelartigen Kasten zu steigen, war irre komisch.

Die Premiere wurde von vielen Theaterleuten besucht. Das erklärte, warum ich bei meinem Solovorhang einen bis dahin nie erlebten „orkanartigen“ Beifall erhielt. Ab der 2. Vorstellung klatschte das Publikum „wie immer“.

Günter von Kannen als Mama Agatha „räumte natürlich ab“. Frau Flamm schrieb in der Opernwelt über von Kannen: „Eine grandiose Leistung, die das Publikum verständlicherweise von den Sitzen holte", und weiter: „was Soleri hingegen nicht gelang, nämlich, das übrige Ensemble auf die Qualität und das Wirkungsniveau der Titelfigur zu heben. Das Ensemble wirkte gut trainiert und nahtlos in Gang gesetzt, aber es gab neben stimmlich und darstellerisch recht Gutem doch auch (vor allem stimmlich) recht Mittelmäßiges. Eine glänzende Studie nur hob sich heraus: Heinz Maraun brillierte als Souffleur!

Soleri, der nicht nur in Italien ein gefragter Schauspiellehrer war, arbeitete während der gesamten Probenzeit nachmittags auf freiwilliger Basis mit dem Ensemble. Wir standen im Kreis, möglichst entspannt, und er ging zu jedem und tippte auf einen Körperteil, auf den man sich dann konzentrieren sollte. Es war eine Art progressive Muskelentspannung, wie ich sie später durch Jakobson kennenlernen sollte. Einige Kollegen, denen es gerade gutgetan hätte, zur Ruhe zu kommen, hielten dieses Training für einen „Kindergarten“.

Ferruccio Soleri , das möchte ich noch erwähnen, inszenierte in Deutschland den Barbier an der Bayerischen Staatsoper. 2018 nach über 2.500 Vorstellungen als Arleccino in der ganzen Welt, beendete er seine Karriere mit 89 Jahren.

18. April 1976 „Hugenotten" von Giaccomo Meyerbeer, inszeniert von meinem alten Kollegen aus „Kartenkontrolleurszeiten“ an der Deutschen Oper: Istvan Bödy, Karlsruhe.

Eine echte Herausforderung, diese Oper als westdeutsche Erstaufführung in einer Neufassung auf die Bühne zu bringen. Großartige Gesangsleistungen von Sabine Haas, damals 23 Jahre alt, Tenor Mario Muraro, Italiener aus Lido de Jeselo und Andrzej Saciuk, der prachtvolle polnische Bassist, und vor allem vom Chor. Einstudiert von Julius Asbeck, hatte diese doch relativ kleine Mannschaft entscheidenden Anteil am Erfolg dieser Produktion. Eine Episode soll nicht verschwiegen werden. Damals war der Genuss von Knoblauch für Bühnenmenschen noch streng

verpönt. Der irische Tenorkollege Toni Madden wurde Opfer seiner Liebe zum Knoblauch. Es hagelte Beschwerden, Ermahnungen und letztendlich die Nichtverlängerung für diesen ansonsten äußerst sympathische Sturkopf. Jahre später hätte er keine Probleme mehr gehabt, denn Knoblauch liebten nun viele Bühnenakteure; kaum einer störte sich daran, wenn der Kollege nach Knoblauch roch. „Sorry, war gestern beim Griechen"!

„Die schöne Helena"

Am 22. Juli 1975, einem Mittwoch, bestellte mich Intendant Könemann zu sich und erteilte mir, nach Rücksprache mit Herrn Scheffler, wie er betonte, einen Studienauftrag für den „Kalchas", Wiederaufnahme zu Beginn der neuen Spielzeit, für den 3. Oktober geplant. „Der Kollege Schneider, der diese Rolle zurzeit singt, geht nach Koblenz, steht aber für Gastspiele zur Verfügung."

3 Tage später, am Samstag, brach sich in der Vorstellung: „Jahrmarkt von Soroschinsky" Weldon Thomas, der Agamemnon in der Helena ein Bein. Günter Schneider bot sich an, die Rolle am darauffolgenden Tag zu übernehmen, „wenn Herr Maraun den Kalchas draufhat". Der 26. Juli war einer der heißesten Tage des Jahres 1976 und Doppelvorstellung 16 und 20:00 Uhr „Die schöne Helena" … mit Heinz Maraun! Die Kollegen halfen, jeder wusste um „die Nervenkiste" einer solchen Übernahme, dazu ohne Bühnenprobe. Es zahlte sich aus, dass ich in den vorausgegangenen Vorstellungen aufgepasst hatte. Und Heinz Scheffler war mir gewogen. Eine für mich schwierige Gesangsphase nahm er im doppelten Tempo, sodass ich insgesamt einen guten Eindruck hinterließ und der Intendant mir für die neue Spielzeit sämtliche 12 geplanten Vorstellung zusicherte.

Bundestagswahl am 3. Oktober 1976 und Wiederaufnahme „Helena", 16.00 Uhr

Am Vormittag wurde ich wieder von Versagensängsten „durchgeschüttelt", verfasste spontan eine erneute Bewerbung nach Hannover. Warum konnte ich Stunden vor Beginn der Vorstellung mein Lampenfieber nicht im Zaum halten? Kaum im Kostüm und geschminkt, war ich in meinem Element. Diese wie auch alle weiteren Vorstellungen liefen gut, eine Gage von 200,– DM pro Vorstellung, auch gut. Hannover meldete sich und kündigte eine Einladung zum Vorsingen für die Spielzeit 77/78 an.

Günter Köneman setzte auf Uraufführungen von Musicals, inszenierte 1976 „Moral" nach Ludwig Thoma, komponiert von Franz Grothe. Allerdings, auch ein engagiertes Ensemble mit dem großen Hermann Schaumberg aus Hamburg an der Spitze, konnte diesem Musical nicht zu einem Erfolg verhelfen, es wurde nie wieder in Szene gesetzt. Wohl aber das „Wirtshaus im Spessart" im April 1977.

Nach der Vorlage des Films (1956) mit Liselotte Pulver, Carlos Thompson und den unvergessenen Wolfgang Neuss und Wolfgang Müller als Knoll und Funzel, hatte Franz Grothe ein bühnentaugliches Musical verfasst. Könemann hatte eine glückliche Hand mit der Besetzung. Franz Grothe sollte die

Premiere dirigieren, resignierte aber nach der ersten Orchesterprobe, kam mit der Größe und Weite des Bühnenraums und der damit verbundenen Koordination nicht zurecht. Heinz Scheffler übernahm und die Sänger konnten sich absolut sicher fühlen. In der Premiere war ich Peter, Schornsteinfeger und Kumpel-Typ. In der 2. Vorstellung, 4 Tage später, übernahm ich den Funzel vom erkrankten Willi Kunzmann, Michael Rossnagl übernahm den Peter. Ich war inzwischen „der Libero vom Dienst", konnte gut und schnell übernehmen. In den darauffolgenden ca. 30 Aufführungen gab ich beide Rollen abwechselnd, was mir ein großes Vergnügen bereitete.

Unter den Zuschauern der Nachbar vom Komponisten, der Landwirtschaftsminister Franz Josef Ertl. In den folgenden 2 Spielzeiten stand das „Das Wirtshaus im Spessart" an 17 Theatern auf dem Spielplan, machte Franz Grothe zu einem reichen Mann.

„Paganini"

Mario Brell sang die Titelrolle, ein großartiger Tenor und hilfreicher Kollege. Über ihn ausführlich zu schreiben, würde den Rahmen meines Buches sprengen. Brell war ein Vorbild an Disziplin und Berufseinstellung: nie sagte er eine Vorstellung ab. Er hatte ein großes Repertoire und sein kurzfristiges Einspringen für erkrankte Tenorkollegen im Umkreis von 600 km war legender.

„Hair" Musical

Durch die Intendanz von Günter Könemann hatte die Operettenalternative in Gelsenkirchen eine Hochburg. Er setzte auf Uraufführungen von und mit Paul Kuhn, Franz Grote oder Udo Jürgens. Das Engagement für diese Sparte zahlte sich aus. Gelsenkirchen wurde zum „Broadway im Revier". Auch „Hair" war ein großer Publikumshit mit 50 ausverkauften Vorstellungen im großen und kleinen Haus. Ich hatte eine schöne Aufgabe mit viel Text und Songs. Das Orchester war hinter der Bühne platziert, der Kontakt zum Kapellmeister nur über Monitore. „Das ist der Tag, der Tag meiner Schande, an dem ich als Glied der Gesellschaft strande", so der Text meines Hauptsongs.

Das Ende in GE-Alban Bergs „Wozzeck" gehört zu den schönsten Erinnerungen. Erzkomödiant Toni Blankenheim hatte die Titelpartie in mindestens 20 Inszenierungen verkörpert und schöpfte nun als Regisseur aus dem Vollen. Kurios, dass Deborah Polanski, die als Marie angesetzt war, auch ihre 3. Premiere absagen musste. Für sie kam Gerlinde Lorenz aus Köln. Antony Raffell, der für die Titel partie vorgesehen war, gab die Rolle rechtzeitig zurück. Und der vorgesehene Regisseur Joachim Fondheim erkrankte 2 Tage vor Probenbeginn. Das Hamburger Sängeridol Toni Blankenheim führte die Wozzeck-Produktion zu einem großen Erfolg für das Musiktheater Gelsenkirchen .

Ungewöhnlich und deshalb erwähnenswert: der Beginn der Karriere von Deborah Polaski. Ihre 1. Premiere, die Senta im Holländer, musste sie krankheitsbedingt nach der Hauptprobe absagen, ihre 2. Premiere, die Amelia im Maskenball, eine Woche vor der Premiere. Und wie erwähnt, auch ihre Marie war ihr nicht vergönnt. Dennoch, ihre Karriere ging

steil nach oben. Nach Karlsruhe war sie 2 Jahre in Hannover engagiert, bevor sie die große Wagner-Heroine an allen Bühnen der Welt, natürlich auch in Bayreuth, wurde.

Die 3. Spielzeiten am Musiktheater im Revier waren für mich sehr erfolgreich: großartige Inzenierungen mit exellenten Ensembleleistungen. Dazu die wunderbare Kollegialität, die ich so nie wieder erlebt habe. Ich habe GE ungern verlassen, allein die tägliche Meldung, dass über Gladbeck 0,1 % Schwefeldioxid gemessen wurde, trieb mich an. Im Rückblick war es richtig, Gelsenkirchen musste ab 78/79 mit Wuppertal und Recklinghausen fusionieren.

Kartenkontrolleur an der Deutschen Oper ab 1965/66

Meine Studienkollegen Helmut Jahns und Fernando Barrera rieten mir, mich für den Job als Kartenkontrolleur und Logenschließer an der Deutschen Oper Berlin, Bismarckstrasse, zu bewerben. Die zuständigen Chefs, Herr Maiwald und Herr Fritsche, waren Gesangsstudenten besonders zugetan, ich wurde eingestellt. 700,– DM netto im Monat, das war eine Menge Geld zu dieser Zeit. In der Deutsche Oper fand jeden Abend eine Vorstellung statt. Ich musste 1 Stunde vor Beginn in Livree am Eingang bereit sein die Besucher freundlich zu begrüßen, ihre Karten zu kontrollieren und anzuweisen, wie sie am schnellsten zu ihren Plätzen kämen. Den meisten Trouble gab es, wenn der männliche Gast keine Krawatte trug. Noch war Krawattenpflicht angesagt! Für 2,– DM Leihgebühr mussten sich die Gäste, ob sie nun ein T-Shirt oder ein Holzfällerhemd trugen, dieser Hausordnung beugen. Eines Tages besuchte Professor Otto Warlich, mein Lehrer für Sprecherziehung an der HfM, in offenem Hemd und Sandalen die Oper. Ich musste ihn bitten, sich eine Krawatte zu leihen. Um es kurz zu machen, er verlangte nach meinem Vorgesetzten Herrn Maiwald. Otto Warlich zog nach einem kurzen Gespräch empört ab. Drei Tage später stand die Schilderung dieses „Skandals“ als Leserbrief vom Professor im Tagesspiegel, zwei Wochen später war der Krawattenzwang aufgehoben. Die Führungsetage der Deutschen Oper hatte begriffen: die Kleiderordnung war nicht mehr zeitgemäß.

Wenn die Vorstellung lief, hatte man Zeit bis zur Pause und zwei Mitarbeiter des Kassenpersonals, ältere Herren in grauer Livree, vor den Opernkassen als Ansprechpartner für Kartenkäufer zuständig, waren nach kurzer Zeit für mich „Pausenfüller“. Oft wurde ich zu Würstchen mit Kartoffelsalat eingeladen, was aber allabendlich im Mittelpunkt unserer Gespräche stand, waren Briefmarken. Beide konnten stundenlang begeisternd über Briefmarken reden. Nach kurzer Zeit war auch ich soweit, kaufte Briefmarken ab 1959/60, nur ungestempelte von Bund und Berlin, hatte dann natürlich ein Abonnement bei der Deutschen Post und bekam viermal jährlich die neuesten Briefmarken zugeschickt. Besitze heute eine komplette Sammlung von 1960 – 2000 in mehreren Alben, alle ungestempelt!

Vor der Vorstellung bekamen die Kartenkontrolleure, Logenschließer und Platzanweise ihre Positionen in der Oper zugewiesen. Nach einiger Zeit war ich „aufgestiegen“: Ersatzlogenschließer! Das bedeutete Mehreinnahme durch Trinkgeld, das Programm kostete 80 Pfennig, fast jeder gab 1,– DM, „stimmt so“.

Ein Besuch der Vorstellung während des Dienstes wurde nicht geduldet. Der Kollege Istvan Bödy, später Schauspieldirektor in Karlsruhe, wurde erwischt- und entlassen. Ich flog im März 69 raus, dazu später.

Zwei Episoden, die ich gern und oft erzählt habe: Die Welturaufführung der von Hans-Werner Henze nach einem Libretto von Ingeborg Bachmann komponierten Oper „Der junge Lord” fand am 7.4.1965 an der Deutschen Oper statt. Der Komponist, damals 39 Jahre alt, besuchte mit Komponistenkollegen die Vorstellungen und ich hatte einmal das Vergnügen, Henze und Gottfried von Einem, stark angetrunken, vom ersten Rang nach unten zu befördern, einer rechts, einer links, und in ein Taxi zu bugsieren.
Die zweite Episode betraf Ruth Leuwerik, in den 1950er und 60er Jahren eine sehr berühmte Filmschauspielerin, die zusammen mit Fita Benkhoff, ebenfalls eine Filmdiva, die Vorstellungen von „La Traviata” besuchten, um ihren Mann, den berühmtesten deutschen Bariton der Nachkriegszeit, Dietrich Fischer-Dieskau, als Germont zu erleben. Die Damen verließen die Oper nach dem dritten Akt (FiDi hatte im 4. Akt nur noch einen Satz zu singen) und baten mich, Ihnen eine Taxe zu rufen. Mit einem Fünfmarkstück wurde ich fürstlich entlohnt.

2. Juni 1967 – ICH WAR DABEI

Es ist der 2. Juni 1967, ich stehe im Foyer der Deutschen Oper und sehe wie die Polizei auf die protestierenden Studenten einprügelt. Wir erwarten hohen politischen Besuch, den Schah von Persien, Bundespräsident Heinrich Lübke und führende West-Berliner Politiker zur Vorstellung der „Zauberflöte”.

Während die Gäste den Klängen der Meisteroper lauschen, geht draußen die Polizei unerbittlich gegen die Menschen vor, die sich vor dem Opernhaus versammelt haben – teils als Demonstranten oder als Schaulustige. Ich sah, wie eine junge Frau mitten auf der Straße zusammen geknüppelt wurde. 5 – 600 Studenten mögen es gewesen sein, die hier mit Schildern demonstrierten. 700 Polizisten kamen zum Einsatz. Für den Schah-Besuch galt die höchste Sicherheitsstufe. Denn Reza Pachlevi war alles andere als unumstritten. Sein Regime missachtete die Menschenrechte, aber die deutsche Politik und die Industrie waren an einem guten Verhältnis zu Persien gelegen wegen der Geschäfte, die man auf keinen Fall von ein paar demonstrierenden Studenten kaputt machen lassen wollte. Ich sah, wie die Polizei mithilfe von Wasserwerfern und Schlagstöcken die Straßen rund um die Oper geräumt haben. Später erfuhr ich, dass Greiftrupps in Zivil fliehenden Demonstranten hinterher jagten.

Ein Schuss, der Deutschland veränderte

Der Tod eines Germanistikstudenten, des 26-jährigen Benno Ohnesorg, markierte den Beginn der 68er-Bewegung. Er wurde von dem Zivilbeamten Kurras erschossen.

Kurze Vorgeschichte: Die gesamte bundesdeutsche Boulevardpresse und die Zeitung des marktbeherrschenden Axel Springer-Verlags begrüßten den Besuch des Schah-Ehepaars und berichteten monatelang detailliert über dessen Lebensstil. Meine Eltern verehrten Prinzessin Soraya, die Frau an der Seite des Schahs. Der Exil-Iraner Bahman Niruman versuchte dagegen über die soziale Lage der iranischen Bevölkerung aufzuklären. 1960 hatte er in Heidelberg die linksgerichtete Konföderation iranischer Studenten gegründet. Angeregt von Hans Magnus Enzensberger veröffentlichte er ein Buch über den Iran, das im Januar 1967 in der Bundesrepublik erschien (Persien – Modell eines Entwicklungslandes oder die Diktatur der freien Welt). Westdeutsche Presseberichte über Versuche der Regierung Irans, das Buch zu verhindern, förderte dessen Bekanntheit. Am Abend des 1. Juni beschrieb Nirumand vor 3 – 4000 Zuhörern im Audimax der FU die undemokratischen Zustände in seiner Heimat. Studentenführer Rudi Dutschke erklärte, beim Kampf gegen Unterdrückung im Iran gehe es auch um Vietnam. Der AStA* rief für den Folgetag zu Kundgebungen gegen den Schah auf, meldete die abendliche Demonstration bei den Behörden an, die drei vorgeschlagenen Protestorte, ab 12:00 Uhr vor dem Rathaus Schöneberg, ab 15:00 Uhr auf dem Kurfürstendamm und ab 19:00 Uhr vor der Deutschen Oper wurden genehmigt. Benno Ohnesorg hatte Nirumands Buch gelesen und seinen Vortrag gehört. Er beschloss am Folgetag mit zu demonstrieren.
Uwe Timm, der großartige deutsche Schriftsteller, war mit Benno Ohnesorg befreundet. Beide lernten sich 1961 am Braunschweiger Kolleg für Hochbegabte kennen, wo sie in nur zwei Jahren ihr Abitur nachholten. Ohnesorg, ein eigenwilliger, zurückhaltender auf eine stille Art entschlossener junger Mann, der malte und die Werke der französischen Moderne las, selbst Gedichte schrieb und zum ersten Leser Uwe Timms wurde. Timm hat ein Buch über seinen Freund Benno Ohnesorg geschrieben: „Der Freund und der Fremde", erschienen im August 2005, die Geschichte einer frühen Freundschaft Uwe Timm und Benno Ohnesorg. Ein kurzer Auszug: Er liegt am Boden, eine junge Frau kniet neben ihm und hält den Kopf des Sterbenden. Ein schmaler junger Mann, den Blick zur Seite gerichtet. Das Bild wurde zur Ikone. Es hat Hunderttausende auf die Straße getrieben. Wer war dieser junge Mann? Wer hätte er sein können?

Wie meine „Karriere" an der Deutschen Oper ruhmlos zu Ende ging. Es war im März 69, eine ausverkaufte Aida-Vorstellung. Ich bekam an der Einlasstür von einem Herrn eine Karte geschenkt. Das passierte nicht oft, war dann aber mit einigem Geschick zu Geld zu machen, z. B. sie an einen kartensuchenden Besucher zu verhökern. Offenbar war an diesem Abend kein Kartensuchender zu sehen, also ging ich dummerweise zur Kasse, erzählte der mir bekannten Kassiererin, dass ich die Karte für einen Bekannten

besorgt hätte und der sei nicht erschienen. Anstandslos hatte mir die Dame die Karte zurückgenommen und 25,– DM ausgezahlt. Diese ganze Aktion beobachtete der stellvertretende Verwaltungsdirektor Herr Kunze. Am nächsten Tag wurde ich vor der Vorstellung zu meinem Chef Herrn Maiwald bestellt, mit einigem Bedauern sagte er, dass Herr Kunze darauf bestanden hätte, mich zu entlassen. Hauptargument war, dass zwischenzeitlich die Dame der Kasse verdächtigt wurde, mit mir halbe/halbe gemacht zu haben. Schändlich!

Erinnerungen nach mehr als 50 Jahren an besondere Konzertbesuche

Als ich Fischer-Dieskau 1958 zum ersten Mal im Hochschulsaal erlebte, beeindruckte mich vor allem seine distanzierte Ausstrahlung. Im Programmheft gab es Anweisungen in Fülle: nicht während der einzelnen Liedfolgen applaudieren, bitte nicht blättern. Fischer-Dieskau sang Schubert und begann mit Opus eins: Erlkönig.

Tante Else schenkte mir eine Karte zu 38,– DM für Maria Callas mit dem Radio Symphonieorchester unter George Petre im September 1958 im Berliner Titania Palast in Steglitz. Mir erschien die berühmte Callas damals sehr nervös, sie sang sechs Arien, von denen ich keine mehr in Erinnerung habe. In der Zeitung las ich, dass sie gerade in Scheidung von ihrem großen Förderer, dem Geschäftsmann Meneghini, lebe.

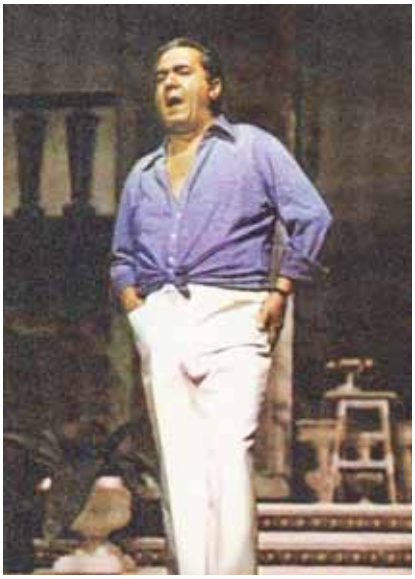
Mario Del Monaco im Sportpalast, Radio Symphonieorchester, dirigiert von Carmen Campora, einer stattlichen Dame. Man war fasziniert von der Größe der Stimme. Sich immer mit einer Hand am Dirigentenpult festhaltend, stemmte er die Töne, der ganze Körper „ein Panzer“, Schwerstarbeit hörbar. Das Programm war für einen Weltklasse-Tenor jämmerlich. Er sang den Bajazzo-Prolog, die Barbier-Cavatine, zwei unbekannte Arien und als Höhepunkt: „Lebt wohl mein Blütenreich“, die kurze Tenorarie aus dem 3. Akt Madame Butterfly. So viel wusste ich, es war das einzige hohe B, was er an diesem Abend sang. Als Zugabe O sole mio.

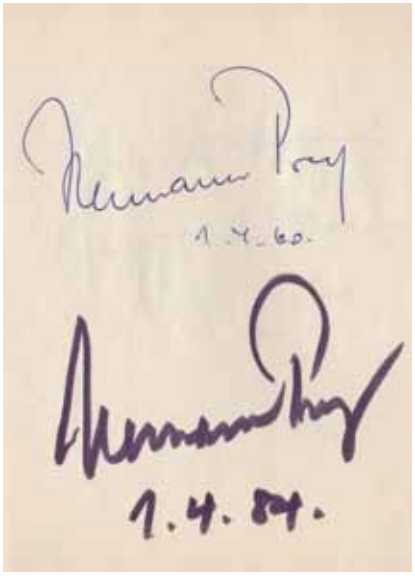
Am nächsten Abend im halbleeren Hochschulsaal sang der völlig unbekannte Nicola Gedda einen Lieder- und Arienabend mit Werken russischer Komponisten . Es wurde zu einem Triumph, Gedda hatte einen Höhenstrahl, wie ich ihn bis dahin noch nicht gehört hatte. Nach der zweiten Zugabe, „Mondnacht von Schumann”, sang er als 32. Nummer des Abends! die Lenski-Arie. Ich habe in den folgenden Jahren bis 1969 kein Konzert von Gedda in Berlin versäumt, letztmalig erlebte ich ihn 1985 in Hannover mit Orchesterliedern von Richard Strauß. 2017 starb er mit 91 Jahren.

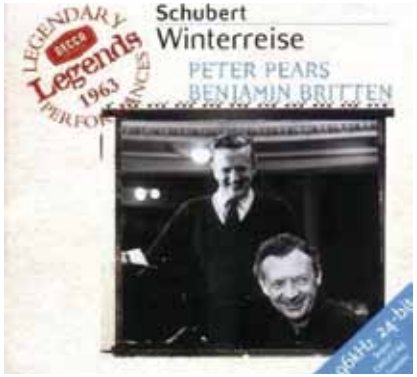
Mein Vater schwärmte von Jan Kiepura, dem großen polnischen Tenor der Vorkriegszeit. Er soll nach den Vorstellungen in einer offenen Kutsche für seine Fans gesungen haben. Jetzt, 1958, im Berliner Sportpalast, war er immer noch sehr charmant und wusste sich gut in Szene zu setzen. Im Mittelpunkt

- Fischer-Dieskau
- Maria Callas
- Mario del Monaco
- Nicolai Gedda
- Ludwig Sundhaus
- Herrmann Prey
- Margarethe Klose
- MHelmut Krebs

- Christa Ludwig
- Gerard Souzay
- Rudolf Schock
- Victoria de los Angeles







- Fischer-Dieskau und Gerald Moore
- Jan Kiepura
- Giuseppen die Stafano
- Pears - Britten - Winterreise
- Prey-Autogramme

des Abends stand die „Lustige Witwe“, die er zusammen mit seiner Frau Martha Eggert über 1000 mal gesungen haben soll. Ich erinnere mich, dass er seine Vorkriegshits wie „Ninon, lach mir einmal zu“, sowie “Heute Nacht oder nie“ als Zugaben wiederholte. Troubadour in Salzburg 1936: „Herr Kiepura, sie singen immer Cis statt C! „Kiepura: „Ich hab auch noch D, aber ich nähm ihn nich“.

Im AStA-Büro der HfM, ich war ja inzwischen Student, gab es tatsächlich für Konzerte der Berliner Philharmoniker ein Kartenkontingent zu 1,50 DM. Es waren die Plätze direkt hinter dem Pauker, gedacht für Chorkonzerte. Der damalige erste Solopauker war Werner Thärichen, verheiratet mit der Altistin Alice Oelke. Sie war in der Städtischen Oper fast allabendlich beschäftigt. Wir eingefleischten Operngänger tauften die Kantstraße in „Alice-Oelke-Allee„ um!

Claudio Abbado, (31), Seiji Ozawa(26), die damals begannen, Sir John Barbirolli, Paul Kletzki, Lorin Maazel, von Karajan, allen konnte man von diesem Platz aus „ins Gesicht sehen“.

Hermann Prey. Ich hörte seinen Namen zum 1. Mal Ende Juni 1952. Wir hatten Besuch von Gustav „Kalle“ Beinhoff, seines Zeichens Fleischermeister en gros und Kollege von Hermann Prey sen., ebenfalls Fleischermeister en gros. „Stell dir vor, der Sohn vom alten Prey hat einen großen Gesangswettbewerb in Nürnberg gewonnen, er macht eine Reise und Konzerte in die USA“.

Das 1. Autogramm gab mir Herrmann Prey am 1. April 1960 nach einem Liederabend im Hochschulsaal. Begleitet wurde er von Sebastian Peschko, der in Hannover beim NDR die Kammermusikabteilung leitete. Erinnerung an das Programm? Fehlanzeige! Wohl aber an die ungezwungenen Heiterkeit nach dem Konzert beim Autogramme schreiben.

Dieser von den Amerikanern veranstaltete Wettbewerb begann mit regionalen Ausscheidungen. Hermann Junior gewann das sogenannte Berliner Zonentreffen. In der Jury saßen der seinerzeit als Evangelist gefeierte Tenor Helmut Krebs, der angesehene Bariton Dr. Herbert Brauer (später mein Lehrer), der Wagner-Tenor Ludwig Suthaus und Margarete Klose, großartige Altistin der Staatsoper. Anmerkung in eigener Sache: Margarete Klose und Hermann Prey kamen ebenso aus dem Metzgermilieu, wie auch Max Sülzenfuß, genannt Lorenz, gefeierter Wagner-Tenor. Willi Schneider erlernte im elterlichen Betrieb das edle Metzgerhandwerk. Jochen Kowalskis und Christine Schäfers Eltern betrieben eine Metzgerei. Das soll nicht unerwähnt bleiben.

Hermann Prey war kein 2. Fischer-Dieskau, sondern der 1. Hermann Prey. Ich hatte das große Vergnügen während einer Anprobe in der Schneiderei der Staatsoper Hannover mit ihm zu sprechen. Prey bekam ein Kostüm für sein Gastspiel als „Beckmesser” in einer Galavorstellung der Meistersinger angepasst. Er hörte mir erheitert zu, als ich ihm die ganze Verquickung mit dem Fleischerhandwerk erzählte;

mein Schwager und sein Vater hatten nebeneinander auf dem Fleischgroßmarkt in Berlin ihre Verkaufsstände.

Prey sprach „stockschnupfig“ und lutsche ständig Schüssler-Salz-Tabletten. Sein „Beckmesser” sei kein „grüner Frosch” sagte er, auf das hannöversche Kostüm anspielend. Die Probenatmosphäre, die Prey und Weikl verbreiteten, war angenehm locker, keine Spur von Stargehabe. Bernd Weikl (Sachs) in einem Interview in der Hannoverschen Zeitung: „Wenn Prey eine Frau wäre, würde ich ihr sofort einen Antrag machen“. Die Gala mit den beiden Meistersingern war ein großer Erfolg, auch für das Ensemble der Staatsoper.

Später wurde bekannt, dass Prey Anhänger der Homöopathie war, Schulmedizin ablehnte. Mit 69 Jahren, 2 Tage nach einem sehr erfolgreichen Konzert in München, starb Prey an einem Herzinfarkt. Mit 70 noch eine „ernst zu nehmende“ Winterreise zu singen, war ihm nicht vergönnt.

Fritz Wunderlich, 1930 geboren und 1966 nach einem grotesken Unfall verstorben. An einem Sonntag war‘s, ich schlug die Berliner Morgenpost auf und auf der linken Seite stand: Fritz Wunderlich tot. Unfassbar. 1960 gastierte er an der Staatsoper Unter den Linden in der „Entführung” mit Belmonte. Gerhard Unger war Pedrillo und Gerhard Frei Osmin. Wunderlich war an diesem Abend nicht in Bestform, er hatte in den vorausgegangenen Tagen den Tamino unter Karl Böhm aufgenommen. Gerhard Frei erzählte nach der Vorstellung beim Autogramme schreiben: „Der Wunderlich war heute Morgen bei der Probe so witzig und hat zu unserer Erheiterung mehrere Male bewusst gekickst. Dass ihm das am Abend an der gleichen Stelle passiert, war sicher nicht vorgesehen“. 1966 Berliner Philharmonie: Liederabend mit Hubert Giesen am Flügel: Beethoven-Lieder und Dichterliebe. Wunderlich erfüllte die großen Erwartungen, sang mit klangvoller Stimme vom ersten bis zum letzten Ton überwältigend schön.

Giuseppe Di Stefano war es vorbehalten, im zweiten Monat nach der Eröffnung der Philharmonie einen Liederabend zu geben. Von 40 % der Plätze sah und hörte man ihn nur von hinten. Di Stefano verbreitete innerhalb von Minuten eine „Partyatmosphäre.“ Ich saß oben im Block D und war von seiner unglaublichen Lockerheit fasziniert. Mit einem herrlichen höheren Kopfton lief er einmal um den Flügel. Am Ende des Konzertes sollte er laut Programm die Calaf-Arie singen. Er sang: „Catari, catari … Core´n grato”, große Begeisterung. Und dann als Zugabe doch noch „Nessun dorma”, allerdings mindestens einen halben Ton tiefer. Ivor Newton (75), der Pianist des Abends „dackelte“ immer mit Abstand zum Tenor hinterher, war aber als Begleiter hellwach; musste er auch!

Ebenfalls in der Philharmonie: die „Schöne Magelone” von Johannes Brahms. Zu diesem anspruchsvollen Liederzyklus, Texte von Ludwig Tieck, gehört auch ein romantischer Zwischentext. An diesem Abend sang Dietrich Fischer-Dieskau, begleitet von Günter Weißenborn diese 20 Lieder ohne Pause.

Berührt hat es mich nicht, ich war wohl nur fasziniert von dieser herrlich funktionierenden Stimme. Letztmalig erlebte ich den Bariton 1981 mit der „Winterreise“ und 1986 mit einem Schumann Programm in der Staatsoper. Ohne Worte!

Rudolf Schock. Seine Liederabende im Hochschulsaal endeten meist nach 23:00 Uhr. Mit der altitalienischen Arie „Lasciatemi morire“ ging‘s los, etwa 25 Lieder und Arien, das offizielle Ende gegen 22:00 Uhr, dann sechs Zugaben; Ende? Um 22:55 Uhr erschien Rudolf Schock, geduscht im Straßenanzug, wieder auf der Bühne, denn noch mindestens 500 Leute applaudierten. Schock kam mit Noten und fragte, ob jemand Klavierspielen könne, sein Begleiter sei schon lange zu Hause. Natürlich war jemand zur Stelle und begleitete ihn bei der Arie „Land, so wunderbar” aus der Afrikanerin von Meyerbeer.

Tante Else erzählte, dass sie viele Künstler während des Kriegs, sie hatte ja diese Fleischerei in der Onkel-Tom-Straße, mit einem Fleischpaket unterstützte. Nur einer hat ihr das nie vergessen und sich nach dem Krieg des Öfteren gemeldet: Rudolf Schock.

Oper, Operette und auch den Königspfad, das Kunstlied, wusste er aufrichtig und ernsthaft ohne Berührungsängste in einer Zeit eines Fischer-Dieskau und Hermann Prey mit einem eigenen Stil sehr erfolgreich zu gestalten. Schock sang die Juwelen des deutschen Liedguts, Dichterliebe, Schöne Müllerin und auch die Winterreise, ohne überkandidelt zu wirken. Dabei war er mit einer genauen Intonation, schönem Legato und einem erstaunlich langen Atem gesegnet. Seine großartige Textbehandlung, seine Wortdeutlichkeit machte das Mitlesen eines im Booklet abgedruckten Textes überflüssig. Dr. Adolf Stauch, der später auch mein Lehrer war, begleitete, ohne sich in den Vordergrund zu drängen. Ich erinnere mich, dass in einem Konzert vielleicht als dritte oder vierte Zugabe „La Danza” anstand. Dieses Lied hat ein riesig langes virtuoses Vorspiel. Stauch verspielte sich hörbar, nahm es gelassen. Bevor Schock einsetzte, applaudierte er seinem Pianisten, beide lachten und der Saal tobte! Und dann ging‘s los.

In der Städtischen Oper, Kantstraße, habe ich ihn als Herzog in „Rigoletto”, als Arrigo in der „Sizilianischen Vesper” und in der selten gespielten Oper „Wenn ich König wär” gehört. Schock als Opernsänger polarisierte. Meist quälte er sich, damals um die 50, mit den hohen Tönen. Er war sehr gefragt und konnte, wie er selbst gestand, nicht Nein sagen. Ab 1952 drehte er mehrere sehr erfolgreiche Filme, die auf ihn zugeschnitten waren: Der fröhliche Wanderer „Du bist die Welt für mich”, König der Manege „Schön ist die Welt”, Gräfin Mariza, die ich alle mit großer Begeisterung gesehen habe.

Als Rudolf Schock 1986, erst 71-jährig, einem Herzinfarkt erlag, trauerte die Musikwelt um einen ganz großartigen Künstler und Menschen.

Meine Klavierlehrerin Frau Käthe Walch Schumann war wohl mal Schülerin von Elly Ney. Jedenfalls war es für mich quasi Pflicht Elly Neys Konzerte zu besu-

chen, auch mit dem durchaus berechtigten Hintergedanken, es könnte ihr letztes sein. Ich hörte sie mehrmals zwischen 1959 und 1965. In meiner Erinnerung ist geblieben, dass sie nach Beendigung des offiziellen Konzertes, sie spielte immer die drei letzten Beethovensonaten, in einem Blumenmeer versank. Als Zugaben immer der „As-Dur-Walzer" und „Guten Abend, gute Nacht" (beides von Brahms). Die alte grauhaarige Dame stand auf dem Podium des Hochschulsaals und verteilte die Blumen, die sie gerade eben überreicht bekam, wieder zurück an ein dankbares Publikum, dass ihr seit mehr als einem halben Jahrhundert, trotz ihrer NS-Vergangenheit, die Treue hielt.

Brief von E. N. an ihren Lebensgefährten Willem van Hoogstraten, nachdem Sie im März 1933 eine Rede von Hitler gehört hatte: „Eben hörte ich Hitler 45 Minuten sprechen. Bin tief erschüttert. Eine ungeheure Gewalt. Lies die Rede! Das ist Wahrheit einer tief empfindenden und entflammten Menschenseele. Hitler sprach mir aus der Seele über die Kunst. Endlich wird es angesprochen und die Bahn frei".

Im August 1959: Ein nicht ernstzunehmender „Liederabend" des Tenors Kurt Baum im Hochschulsaal. In der Presse war zu lesen, dass Kurt Baum an der Metropolitan Oper in N. Y. der Haustenor sei. Ein interessiertes Fachpublikum war einigermaßen überrascht, als Baum mit der Arie des Vasco da Gama aus der Afrikanerin „Land so wunderbar", begann. Eine Liedstimme hatte er nicht, eher ein Schmettertenor mit einer fulminanten Höhe. Er machte nach jedem Beitrag eine Pause, war mehr auf den Beinen als am Flügel. Ich erinnere mich, dass ein inzwischen unernstes Publikum nach „Aida" rief. Tatsächlich kam er mit seinem Pudel auf die Bühne und stellte ihn vor: Aida. Nach dem Konzert habe ich mich um ein Autogramm bemüht. Der äußerst amüsante Tenor schenkte mir ein Bild mit Widmung, auf dem er vor dem Plakat der Met posiert. Typisch Tenor, er unterstrich extra seinen Namen.

Seine Aida war Antonietta Stella, damals Nr. 3 nach Callas und Tebaldi, Amonasro der italienische Bariton Mario Zanasi.

Die großartige spanische Sopranistin Victoria de los Angeles erlebte ich mehrmals im Hochschulsaal. Im ersten Teil ihres Programms, am Flügel Gerald Moore, sang sie in perfektem Deutsch Lieder von Schumann und Brahms. Nach der Pause zunächst weiteres deutsches Liedgut, um dann spanische Lieder, sich selbst auf der Gitarre begleitend, zu singen. Ihre Berliner Fangemeinde lag ihr zu Füßen.

Auch Christa Ludwig gab Liederabende, meist begleitet von Erik Werba. Ich erinnere mich, dass bei einem Liederabend keine rechte Begeisterung aufkommen wollte. Aber als Christa Ludwig bei ihrer zweiten Zugabe: „Sah ein Knab ein Röslein stehn", den Text vergaß und der halbe Saal ihr souffl ieren wollte, war der Abend gerettet.

Der französische Bariton Gerard Souzay war als Liedsänger sehr erfolgreich, seine Konzerte gut besucht.

Fast von Tränen überwältigt, die Jedermann-Monologe von Frank Martin, begleitet von Dalton Baldwin, bleibt in meiner Erinnerung.

Peter Pears und Benjamin Britten mit der „Winterreise“ Berlin 1965. Bis dahin hatte ich den Liederzyklus Live von Dietrich Fischer-Dieskau, Martti Talvela und Peter Lagger erlebt, im Liedkurs bei Professor Dietz die ersten zwölf Lieder der Winterreise für die bevorstehende Zwischenprüfung erarbeitet. Peter Pears sang nicht auswendig, hielt einen großen Klavierauszug in den Händen. Sehr zum Leidwesen der Interpreten klatschten einige Unwissende nach jedem Lied. Pears und Britten nahmen zunächst keine Notiz davon, erst nach dem Lindenbaum machte Pears eine unmissverständliche Geste.

Liebe als Stimulanz. Es war ein Ereignis erster Güte, die Stimme des Tenors, nicht unbedingt „His-Masters-Voice”, hatte genau die Farbe des Klagens, aber auch jede Seligkeit, um die der Winterreisende beständig ringt. Der Kontrast zwischen Ersehntem und Realität wirkte bei Pears und Britten besonders bitter. Benjamin Britten war ein grandioser Pianist; unvergessen, das Vorspiel zum Frühlingstraum, da spielte einer für seine große lebenslange Liebe. Die ergreifendste Winterreise, die ich bis dahin erlebte!

1972 hörte ich Pears in der Albert-Hall, London, mit der Serenade für Tenor, Horn (Barry Tuckwell) und Streicher von Benjamin Britten. Dieser Liederzyklus wurde Pears 1943 von seinem Lebenspartner „auf den Leib“ komponiert. 1953 nahm er diesen Zyklus mit dem grandiosen Dennis Brain auf, damals der weltbeste Hornist. Er starb bei einem Autounfall mit 36 Jahren.

Wenn ich jetzt zurückblicke, muss ich, bei all den Konzert- und Opernbesuchen, von den Theaterbesuchen im Schiller- und Schlossparktheater ganz zu schweigen, allabendlich unterwegs gewesen sein.

Wie ich ein Läufer wurde

Am 1. Mai 1972 begann mein neuer Vertrag in Osnabrück. Ich lernte Udo Wegner, noch lyrischer Bariton am Stadttheater, kennen. Um es kurz zu machen: Er lud mich zum Tischtennis spielen in seinem Garten ein. Er spielte nicht schlecht, aber um mich zu putzen, reichte es nicht. Für die kommende Spielzeit hatte er einen Vertrag am Musiktheater Gelsenkirchen und als er hörte, dass ich den Schneck in Lüneburg gesungen hatte, sagte er seine Mitwirkung in den noch anstehenden Vogelhändler-Vorstellungen (4.+ 8.5.) einfach ab und brachte mich ins Spiel. Tatsächlich habe ich die zwei Vorstellungen gut abgeliefert und hatte dadurch natürlich sofort ein Stein im Brett sowohl beim Ballettmeister Bielefeld, der die Operetten inszenierte, wie auch beim Spielleiter Stratmann, der quasi die rechte Hand vom Intendanten war.

Ich half Wegners beim Umzug nach Gelsenkirchen-Buer, eine elenden Schufterei, zu zweit eine komplette Dreieinhalb-Zimmerwohnung mit allen Geräten einladen, 2-stündige Fahrt im 3,5 Tonner und in GK ausladen. Um 22:30 Uhr hatten wir die Klamotten im 3. Stock in der Neubauwohnung.

Im Januar 1974 unterschrieb ich einen Vertrag am Musiktheater Gelsenkirchen. Udo Wegners Frau war Lehrerin und über das Lehramt Münster bekamen wir auf ihre Vermittlung hin eine schöne Wohnung in Gelsenkirchen-Buer, Striegauer Weg 13, direkt hinterm Parkstadion. Am Abend unseres Einzugs, 24.7., Hugos erstem Geburtstag, lief das WM-Spiel Deutschland-Schweden, wir konnten den Torjubel hören. Soweit in Kurzfassung!!! die Vorgeschichte.

Der Park Schloss-Berge, nach dem Vorbild von Versailles angelegt, lag unweit unseres neuen Heims. Dort gab es einen großen Jedermann-Sportplatz. Neben sechs Tischtennis-Platten eine 400 m Tartanbahn, eine Sprunggrube und allerlei Sportgeräte, die man sich ausleihen konnte. Udo und ich spielten wieder gegeneinander Tischtennis, noch immer war ich einen Tick besser, aber er lief inzwischen. Das war der Beginn meiner Laufkarriere, denn Udo, ohnehin keine Charmebombe, zeigte mir ohne Umschweife, was seiner Meinung wirklich wichtig ist. Jedenfalls stachelte er mich so an, dass auch ich anfing zu laufen. Und zwar ganz von vorn. Schon 1 Runde, also 400 m im Zuckeltrab waren für mich spürbare Grenze, während Udo 12 Runden ohne Mühe lief. Es war der 27. August 1974. Ab sofort lief ich dreimal die Woche etwa 2.000 – 3.000 m also 6 – 8 Runden, immer schön langsam. Ich wog zu diesem Zeitpunkt 92 Kilo und es ist nicht übertrieben, wenn ich sage, dass ich, damals 33 Jahre alt, die messbare Kondition eines 70-jährigen hatte. Udo fand immer die richtigen Worte, um mich anzumachen und das war gut so. Ich versuchte weniger zu essen, überlegte mir, ob ich abends Bier trinken könnte und so weiter und so fort. Neben meiner Tätigkeit im Theater, die sehr viel Freude machte, steigerte ich mein Trainingspensum sehr vernünftig und die ersten kleinen Erfolge waren schon auf der Waage sichtbar. Im Oktober machte ich meinen ersten Volkslauf mit, rund um den Löwenpark genau 10 km. Leider war meine Laufhose viel zu eng und ich lief mir einen „Wolf“, die Innenseiten der Oberschenkel waren durch die ständigen Reibungen blutunterlaufen. Breitbeinig lief ich in etwa 55 Minuten durchs Ziel – 1 Stunde konnte ich also inzwischen am Stück durchhalten.

Gelsenkirchen ade

1977 im August, wir waren in Hannover gelandet, schloss ich mich sofort einem Lauftreff bei Eintracht Hannover in der Südstadt an. Sonntags ab 9:00 Uhr starteten etwa 20 Läufer aller Altersgruppen Richtung Eilenriede und je nach Verfassung kürzte der eine oder andere die Strecke ab. Ich schaffte es, mit der Truppe, die etwa 10 km liefen, mitzuhalten, etwas später auch die längeren Distanzen. Ab September 77 war ich Mitglied der Leichtathletik-Gruppe von Eintracht Hannover. Montags, mittwochs, freitags und sonntags traf man sich. An den Wochentagen um 16:30 Uhr, sonntags um 9:00 Uhr. Während meine

- Werbung für den Herrmannslauf
- 1. Marathon in Daverden
- Nürburgring
- Herrmannslauf

Lauffreunde von der Arbeit kamen, musste ich nach dem Lauf ins Theater.

Langsam aber sicher wurde ich laufsüchtig. Oft lief ich mit meinem Lauffreund Reinhard von unserm Haus aus los: Maschsee runde 20 km, Pattensen 16 km und Lineale 10 km, das waren unsere Strecken. Ab 79 ging es dann richtig los und wir fuhren zu interessanten Volksläufen, zum Beispiel im Oktober dieses Jahrs starteten wir beim großen Nürburgring-Lauf, 22 km bei 8% Steigung. Ich kam genau 30 Minuten später ins Ziel als der Sieger Wolf-Dieter Poschmann, später ein sehr beliebter Sportreporter beim ZDF. Langsam aber sicher war das Laufen für mich wichtiger als mein Beruf! Auch die Sportskameraden standen mir näher: ich war süchtig, brauchte den täglichen Endorphin-Kick.

Läufer kennen das Phänomen: dass Probleme nach einem längeren Lauf plötzlich nicht mehr ganz so negativ wahrgenommen werden wie vorher, obwohl sich objektiv an der Situation nichts geändert hat. Sehr oft kam ich nach einer morgendlichen Probe im Theater mit einem „dicken Hals“ nach Hause, zu viel Aggressionen, Beleidigungen, ja auch Mobbing hatte man zu ertragen, es waren beruflich harte Zeiten. Schuhe an und los! Nach einem schönen „Zwanziger” war die Welt für mich wieder in Ordnung. Ich konnte am Abend des Tages dem Kollegen, der am Morgen „einen Trümmerhaufen an negativer Energie verbreitet hatte,“ lächelnd entgegengehen und mit einem freundlichen Wort den morgendlichen Disput auflösen. Ja, die Endorphine ein Mythos? Niemand weiß sicher, ob das Wohlbefinden beim Sport von Endorphinen ausgelöst wird. Wie dem auch sei, sicher ist, dass das Glücksgefühl im Gehirn entsteht, nicht im Körper.

Der Hermanns-Lauf gehörte alljährlich zum ersten Großereignis der Laufsaison. Im April 1980 (Foto) startete ich zum ersten Mal. In den Folgejahren bis 1984 konnte ich mich stetig verbessern und schaffte die Strecke auf der Europa-Wander-Straße 4 immer unter 3 Stunden.

Der Start befindet sich am Hermannsdenkmal, wohin die Läufer vom Parkplatz Am Bach (Detmold) in Bussen befördert werden. Bei 3000 Startern waren 45 Fahrzeuge erfolgreich im Einsatz. Die Strecke führt daher auf den ersten Kilometern bergab und danach durch sehr hügeliges und anspruchsvolles Gelände. Insgesamt zehn ca. 515 Höhenmeter und ca. 710 m im Gefälle zu absolvieren. Nach der Straße zum Truppenübungsplatz ist der Anstieg des großen Bergs bei Kilometer sieben zu bewältigen und danach man in Richtung Augustdorf Panzerstraße.

In der der Stapellager-Schlucht beginnt dann bereits bei etwa Kilometer 15 der Anstieg zum Tönsberg. Da fragt man sich dann zum ersten Mal: „warum tust du dir das an“? Aber die vielen Mitläufer und auch die Zuschauer am Rand der Strecke geben neue Kraft , motivieren mit ihren Anfeuerungsrufen, lassen die Schmerzen erträglicher werden. Dann geht es durch den Ort Oerlinghausen, dem Schopketal und dem Wandweg in Lämmershagen, wo nach der Überquerung der Autobahnbrücke die berühmten 120 Stufen kommen. Obwohl nur ca. 45 Höhenmeter

zu bewältigen sind, krauchen viele auf allen Vieren, nicht nur ich. Nach dieser Treppen-Tortur geht‘s weiter grausam ansteigend bis zum Funkturm

„Eiserner Anton“. Und nach diesem letzten steilen Anstieg verläuft die Strecke dann endlich in leichten Wellen Richtung Habichtshöhe, vorbei an Brands-Busch und dem „Tränenhügel“ zur Promenade. Dort befindet sich kurz vor der Sparrenburg das Ziel! 31,1 km abwechselnd über Waldboden, Landwege, Beton sowie Asphalt und Kopfsteinpflaster wieder mal geschafft, auch dank der exzellenten Versorgung unterwegs durch eine englische Versorgungseinheit. Nicht zu vergessen die Polizei, die dafür sorgte, dass die Straßen reibungslos passiert werden konnten. Einige ungeduldige Autofahrer, die warten mussten, hupten verärgert.

42.195 Meter Marathon – die magische Distanz

Nach dem „Hermann“ fühlte ich mich stark genug, einen Marathon-Start in Angriff zu nehmen. Daverden, am 17.6., sollte die richtige Strecke sein, flach ohne Steigungen, kein Rundkurs, Start 8:00 Uhr. Ich fuhr an diesem Feiertag gegen 6:00 Uhr Richtung Bremen. Start und Ziel Langwedel/Daverden, Spiridon-Weg, hatte ich nach 1 Stunde Fahrt erreicht. Mir war schlecht. Was sollte ich essen? Plötzlich hatte ich das Gefühl, nicht gut vorbereitet zu sein. Nach der Anmeldung waren es die Gespräche in der Umkleidekabine, die mich ruhiger werden ließen. Den meisten ging es wie mir, sie hatten Startfieber, auch ihre Probleme. „Reinste Überwindung, dass ich heute überhaupt laufe“. Und wie immer glaubt keiner dem anderen die Tiefstapelei vor dem Start, es gehört dazu. Ich kannte das schon von früheren Läufen. Es dient eher dazu, um schon im Voraus eine Entschuldigung parat zu haben, falls das Abenteuer Marathon in die Hosen gehen sollte.

Mein Plan war knapp unter 5 Minuten pro Kilometer zu laufen. Dieses gefühlte Tempo hatte ich gut trainiert. Am Start waren etwa 100 Teilnehmer und das Feld zog sich schon nach wenigen Kilometern weit auseinander. Ein Läufer, der mein Tempo lief, wurde von seiner Frau auf dem Fahrrad begleitet – bei einem sogenannten Dorf-Marathon durchaus üblich. Auch für ihn war es der erste Marathon und wir hatten beide genügend Luft für ein kleines Gespräch. Die Nervosität hatte sich gelegt, der Puls war nicht zu hoch. Jedenfalls wurde mein Lauf immer runder und ich hatte bei der Hälfte der Strecke, die Durchgangszeit stimmte mit knapp unter 2 Stunden, ein gutes Gefühl, das Ziel unter 4 Stunden zu erreichen.

Die Verpflegung an der Strecke war exzellent, ich nahm alle 5 km genügend Wasser, auch mal einen Schwamm, die Temperatur so bei 25° C nicht unangenehm. Bei Kilometer 30 musste ich „in die Büsche”, was nicht unproblematisch war, denn die Büsche boten kaum Sichtschutz. Papier hatte ich genügend dabei, aber der Mitläufer, der von seiner Frau begleitet wurde, hatte natürlich nicht auf mich gewartet. Die letzten 12 km, die ja bekanntlich die schwersten sein können, erlebte ich „siegessicher“. In drei Stunden

und 47 Minuten habe ich meinen ersten Marathon beendet, war weder richtig breit noch konnte ich mich wirklich freuen. Die Freude über das Erreichte kam erst auf der Fahrt nach Hause, unterbrochen von einem kurzen Stopp, da die Bratwurst, die ich ohne Überlegung gegessen hatte, raus musste.

Hatte ich nicht immer davon gefaselt, dass jeder Mensch in seinem Leben einmal 42 km laufen sollte, damit er nachvollziehen kann, was unsere Vorvor-Vorfahren leisten mussten, um zu überleben? Und hatten wir nicht getönt, dass der Mensch ein Läufer sei. Musste ich mich nicht permanent gegen die übergewichtigen Kollegen und die ungezählten Lauffeinde erklären. Die, die aus den Zeitungen Nachrichten gegen die verrückten Jogger übernahmen, oft wurde man angekläfft von Hund und Herrchen.

Eine tolle Sache war, dass wir einen Berlin-Besuch mit einem 25-km-Lauf an meinem 41. Geburtstag verbanden. Dieser Lauf wurde an diesem Tag zum ersten Mal ausgetragen. Die Strecke startete auf dem Olympischen Platz, führte dann in Form einer Acht über die Straße des 17. Juni an der Siegessäule vorbei durchs Brandenburger Tor und über den Potsdamer Platz, den Kurfürstendamm und den Kaiserdamm. Diese Straße hatte ich vielleicht 5000 Mal mit dem Auto befahren und dabei nie bemerkt, dass es einen Höhenunterschied gab. Zu Fuß, 22 km in den Beinen, empfand ich die kilometerlange Steigung als echte Herausforderung. Am Ziel Olympiastadion in 1.55 Stunden nicht übermäßig erschöpft, aber froh, es geschafft zu haben, erwartete mich meine Familie und unsere Freunde Inge und Ernst Schrader.

Der Lauf wurde ursprünglich von den französischen Besatzern West-Berlins organisiert und wird deshalb heute noch umgangssprachlich als Franzosenlauf bezeichnet. Diese 25-km-de-Berlin war der erste City-Lauf in Berlin. Und ich war dabei. Leider existiert kein Foto, dafür aber Ersttagsbriefe – und auch so bleibt die Erinnerung an einen schönen Lauf in meiner Geburtsstadt.

Meine „Fans“ habe ich dann in das Pizza-Restaurant Roma, direkt hinter dem Schöneberger Rathaus eingeladen. Roma war das erste italienische Restaurant in Berlin, bekannt für seine wagenradgroßen Pizzen. Und so eine Pizza haben wir uns dann schmecken lassen.

Winterlaufserie Bredenbeck am Deister ab 1980

Todfit

Im Juni 1984 wurde die Lauf-Welt durch den Tod von Jim Fixx erschüttert. Die Häme war gewaltig, all die Stubenhocker, Sabbelbrüder und Schwabbelschwestern, die jeglichen sportlichen Betätigungen abhold waren. Jim Fixx, der Erfinder des Jogging erlag einem Herzinfarkt. Beim Jogging! Von wegen: Sport hebt die Gesundheit. Lebensverlängerung-Pustekuchen!

Dieser James F.Fixx war ein amerikanisches Phänomen. Er packte dem guten alten Dauerlauf ein anderes Etikett auf und ruck-zuck waren eine neue Mode, ein neuer Wirtschaftszweig, ein neues Lebens-

- 25 km de Berlin
- Winterlaufserie im Deister

gefühl geboren. Er übertrieb, als er dem Jogging orgastische Wirkungen zuschrieb, aber seien wir doch ehrlich: ohne ihn wären die wenigsten von uns passionierte Jogger geworden und jeden Tag in die Laufschuhe gestiegen. Ich hatte eine Tasche, da waren die Noten für das Konzert, aber auch die Laufklamotten verstaut.

Ein Jim Fixx hatte gefunden, was Rilke jedem Menschen wünschte: seinen eigenen Tod!

Januar 1986 Bursitis (Schleimbeutelentzündung) in der linken Kniekehle

Dr. Isardi, unser Nachbar in der Heinrich-Spoerl-Str., der seine Praxis in der Marschner Str./Nordstadt hatte, war mein erster Arzt als Läufer. Ich fuhr morgens mit ihm in seine Praxis und wurde dann sofort verarztet, schaffte es nach der Behandlung pünktlich um zehn in der Oper zu sein. Dr. Isardi setzte nach eigenen Aussagen tägl. 200 Spritzen! Also spritzte er auch mir ein Cortison haltiges Präparat ins linke Knie, nachdem er die Flüssigkeit aus dem Schleimbeutel abgesaugt hatte. Ein Zinkverband, von dem er sich große Wirkung versprach, sollte für schnellere Heilung sorgen. Die trat leider nicht ein, im Gegenteil, die Schmerzen, die dieser viel zu stramme Zinkverband bereitete, besonders in der Steh-Oper Lohengrin, waren nicht zu ertragen. Nachdem ein Radiologe ein schönes Foto vom Tischtennisball großen Schleimbeutel in der linken Kniekehle gemacht hatte, war klar, dass ich um eine Operation nicht herumkam. Unser damaliger Freund Dr. Werner Lauchardt empfahl mir seinen Kollegen Dr. Berner, Oberarzt der Orthopädie der MHH. Dr. Berner bestand darauf, die OP unter Vollnarkose zu machen, weil er nach der Entfernung der Zyste/Schleimbeutel unbedingt mein Knie durch eine Arthroskopie begutachten wollte. Seine Arbeit am 18.2.86 war erfolgreich, er versicherte mir allerdings, dass mein linkes Knie das eines 100-jährigen sei. Er empfahl mir, das Laufen ganz aufzugeben: „Suchen Sie sich einen anderen Sport“.

Von da an ging’s bergab.

Beim Höchst-Marathon startete ich mit meinem Freund Schlenk. Am Vorabend angereist, machten wir Quartier beim Onkel von Schlenk und besuchten am späten Nachmittag des 22. Mai die große Nudelparty. Der Veranstalter erwartete über 5.000 Starter. Mindestens 2.000 schaufelten Nudeln aller Art in sich hinein.

1981 begann die Geschichte des Frankfurt-Marathons, als in Deutschland die ersten drei großen Stadtmarathons gestartet wurden. Zwei davon hatten im Mai ihre Premiere: die „25-km-de-Berlin“ und der Frankfurt-Marathon. Und ich wollte dabei sein. Reinhard Schlenk, damals gerade in der Ausbildung zum Taubblindenlehrer, war ein Lauffreund besonderer Art. Er wohnte in Dinklar, nahe Hildesheim. Zweimal in der Woche trainierten wir gemeinsam. Dienstags kam er nach Laatzen, wir liefen Richtung Maschsee und zurück, also knappe 20 km. Donnerstags fuhr ich zur Autobahnraststätte Hildesheim und wir starteten von dort einen gemütlichen 2-Stunden-Lauf. Wir waren gut eingespielt, obwohl Reinhard die Angewohnheit hatte, grundsätzlich immer zwei

Schritte vor mir zu laufen. Zu diesem Zeitpunkt war er sicher der bessere Läufer von uns beiden.

Der Marathonlauf selbst verlief ohne große Einbrüche und wir waren beide mit der Zeit von 3 Stunden und 13 Minuten sehr zufrieden. Zumal man bedenken muss, dass wir bestimmt 10 Minuten am Start verloren haben, ehe wir mit der Masse die Startlinie passierten. Kein geringerer als Emil Zatopek gab den Startschuss.

Bei Kilometer 30 im Stadtwald regnete es wie vorhergesagt. Wir bekamen die zweite Luft, die Abkühlung tat uns gut. Wir überholten überraschend den Sportskameraden Uwe Depping aus Laatzen, bei seinem 20. Marathon. Wir staunten nicht schlecht, Depping war vor uns im Ziel.

1 Stunde danach waren wir schon auf der Autobahn Richtung Heimat und kamen rechtzeitig zur Sportschau. 1982 wurde von diesem Marathon in Frankfurt noch ausführlich berichtet. So zählte der Reporter die Berufsgruppen auf: 1.250 Lehrer, 850 Juristen, 650 Ärzte und ein Opernsänger. Kurze Zeit später rief mein Vater an, er hatte offensichtlich die Sendung verfolgt und fragte mich wortwörtlich: „Warst du die blöde Sau in Frankfurt“? Tja, ich war‘s.

Die Hochsauerlandlauftour 1983

Die Spielzeit 1982/83 endete mit einer grandiosen Inszenierung von Werner Saladin: „Anatevka”. Ich war Motschach der Wirt mit einem gewaltigen schwarzen Bart Am Tag nach der letzten Vorstellung (22.7.) fuhr die ganze Familie im neuen Peugeot 306 Richtung Hochsauerland, übernachteten in Bad Frankenberg und feierten am nächsten Morgen den 10. Geburtstag von Hugo. Mittags in Aue-Wingeshausen angekommen, bezogen wir zwei schöne Zimmer im Landgasthaus Weber und wurden in der Folgezeit von der Frau Wirtin bestens umsorgt.

Die Lauf-Tour ging über neun Etappen mit insgesamt 140 km. Start und Ziel war Aue-Wildeshausen. Am Abend des 24. starteten 160 Läufer aus fünf Ländern die erste Etappe über 10 km, sie war eigentlich als Einstimmung gedacht, aber ich spürte sofort, dass der olympische Gedanke „dabei sein ist alles”, bei den meisten Teilnehmern nur vordergründig vorhanden war. Nach dem ersten Lauf hatte ich schon 11 Minuten auf den Sieger verloren und wurde als 123. geführt. Am nächsten Tag, Montag, standen zwei Läufe an, vormittags ein „lockerer“ Zwölfer (12 km), am späten Nachmittag ein Bergzeitlauf über 3 km, Höhenunterschied beträchtlich.

Ein guter Bekannter aus Münster, Wolfgang Ständer, machte für mich den „Hasen“ und tatsächlich landete ich das erste und einzige Mal unter den ersten 30. Jeden Morgen, von Schlafen konnte ohnehin keine Rede sein, hatte ich fürchterliche Probleme mit meinen Beinen, die versteift waren, die ersten Km ein schmerzhaftes „Krauchen“. Es ging nicht nur mir so! Nach der dritten Etappe waren wir etwa 20 Läufer und Läuferinnen, die ähnlich litten, aber noch genug Humor hatten, um diese Tortur erträglicher zu gestalten. Der 28-km-Lauf von Bad Berleburg, Start war im Schlosshof. Der Lauf durchs Rothaargebir-

ge zum Ziel nach Aue-Wildeshausen war schönster Beleg für eine Kameradschaft unter „Leidensgenossen“. Das Tempo war gemütlich, jeder hatte einen Blick für diese wunderbare Waldlandschaft. Allerdings nur solange wie es bergab ging. Bergauf sah jeder nur die nächste Kurve, in der Hoffnung, dass dann die Steigungen erträglicher wurden. Dem war aber nicht so. Nach dieser Etappe gaben 13 Läufer auf.

Obwohl ich, immerhin war ja erst die Hälfte der Lauf-Tour geschafft, kaputt war: ans Aufgeben habe ich zu keinem Zeitpunkt gedacht. Die Matadoren der Tour waren Reinhold Wache aus Gelnhausen und die Schweizer Peter Hofmann und Kurt Hugentobler. Überhaupt, die Schweizer waren mit einer starken Mannschaft angetreten und sorgten für ein mörderisches Tempo. Die achte Etappe führte über einen Rundkurs in Aue-Wildeshausen. Vier Mal mussten 7 km am Stadion vorbei in den Wald, beträchtliche Höhenmeter und ein Wahnsinns-Bergablauf bewältigt werden. Hugentobler „flog“ förmlich an mir vorbei zum Ziel, ich hatte noch eine Runde zu laufen. Meine Jungs versorgten mich mit nassen Schwämmen und Getränken. Nur durch ihre Hilfe habe ich diese schwerste Etappe „überlebt“. Nach der letzten Etappe, immerhin hatten wir 140 km in den Knochen, war ich in meiner Altersklasse 40. in einer Zeit von 10 Stunden und 55 Minuten.

6. Mai 1984 Bremen-Marathon in 3 Stunden und 7 Minuten

Eine der großen Macken unter den Läufern ist die vorherrschende Meinung, man müsse sich ständig verbessern, also in meinem Fall die magische 3 Stunden Grenze unterbieten.

Ich zitiere aus meinem Läufertagebuch:
Nach einer ruhigen Nacht mit sechsstündigem Schlaf, Spagetti satt. Abfahrt gegen 7:00 Uhr, Einsammeln von Manfred und zwei weiteren Mitläufern. Bremen-Ankunft 8:45 – Start 10:15 Uhr. Um unser Vorhaben, unter 3 Stunden den Marathon zu beenden, mussten wir die ersten 10 km im Vierererschnitt angehen, was gut klappte. Weiter im Tempo 15 km 61 Minuten, 20 km in 83 Minuten und die 25 km in neuer persönlicher Bestzeit von 1:43,23. Langsam spürte ich Schmerzen im rechten großen Zeh und bei Kilometer 30 in 2 Stunden und 5 Minuten machte ich den großen Fehler, dem Schmerz nachzugeben, anzuhalten, den rechten Strumpf auszuziehen und den blau angelaufenen rechten großen Zeh zu begutachten. Auch ohne Strumpf fühlte sich der Schuh zu eng an, ich quälte mich, Kilometer 35 in 2 Stunden 31. Die Strecke auf dem Deich, Wind von vorn. Ich hätte unter 3 Stunden zu bleiben, nur geschafft, wenn ich die nächsten 7 km im Vierertempo hätte laufen können. Das war unmöglich – und ohne große Motivation mit zwei kleinen Gehpausen habe ich das Ziel nicht unglücklich und auch nicht zu kaputt erreicht. Im Nachhinein waren die Hauptfehler die knappe Schuhgröße und das zu schnelle Anfangstempo.

- 1985 – die Strecke
- Vor dem Start
- Im Ziel
- Gespielte Erschöpfung

100 km Unna

Beim 100 km (einhundert)-Lauf in Unna siegte Beate Jansen in der persönlichen Bestzeit von 8:51,52 Stunden. Dies ist in 1985 die drittschnellste Zeit in der Bundesrepublik und die achtschnellste Zeit aller Zeiten. Vater Manfred stand nicht viel nach und wurde in 8:54,01 Stunden 28. von 800 gestarteten Teilnehmern. Beate wurde fünfundzwanzigste aller Teilnehmer. Auch Heinz Maraun blieb mit 9:56,16 noch unter der begehrten 10-Stundengrenze. Eine unglaubliche Anstrengung!

- 1985 vor dem Start
- Mitternacht bei km 50
- Familie Weiling, Arolsen
- Unter 10 Stunden
- Im Ziel

Die 100 km von Unna – Juli 1984

Bevor ich mit meiner Familie in den großen Schulferien nach Dänemark und England fuhr, gönnte ich mir eine Woche allein bei Familie Weiling in Arolsen, Landkreis Waldeck, in Hessen nahe Kassel. Das Haus war alles Vollholz, dazu gab es exzellente Vollwertkost, die gemeinsam, angeleitet von Köchin Frau Weiling mit Gleichgesinnten, zubereitet wurde. Ich lief jeden Tag so 20 – 25 km im wunderbaren hügeligen Nationalpark. So startete ich auch am 7. Juli 84, nachdem ich den ersten Satz des Wimbledon-Finales Boris Becker gegen Kevin Curren gesehen hatte. Etwa 3 Stunden später, mitten im Wald, sprang ein Mann aus einem Wohnwagen und rief wie wild: Boris hat gewonnen. Ich erschrak mächtig und bin ohne Kommentar weitergelaufen. Bei Weilings wurde dann dieser historische Sieg mit einem herrlichen alkoholfreien Getränk gefeiert. Es war der Beginn einer beispiellosen Karriere, die in Deutschland einen Tennis-Boom ohne gleichen entfachte.

Der 1. Samstag im September rückte immer näher, eine Woche vorher liefen wir unsere längste Trainings-Strecke: drei Maschsee-Runden, dann Bischofshohl, Kaulbachstraße, Annateich, Tiergarten und zurück, knapp 50 km. Unsere späteren Betreuer hielten an verschiedenen Stellen Getränke für uns bereit, meist Malzbier.

Kurioserweise hatte ich am Tag vor dem „Hunderter" in Unna mit der Kammeroper Niedersachsen ein Gastspiel auf der Freilichtbühne Dinslaken: „Weißes Rössl". Bin also am Freitag nach Unna gefahren, Quartier gemacht, ins 70 km entfernte Dinslaken gefahren, den Siegesmund gegeben, um kurz nach Mitternacht wieder im Landgasthaus Unna in einem gemütlichen Bett in den Tag zu „schlafen".

Allerdings, von Schlaf konnte keine Rede sein, ich war freudig erregt, wobei die Betonung auf erregt lag. Nach einem „unsportlichen" Frühstück musste ich um 11:00 Uhr mein Zimmer räumen. Mir ist bis heute unerklärlich, warum ich das Zimmer nicht als Tageszimmer angemietet habe. Jedenfalls irrte ich bis zum Eintreffen meiner Lauffreunde am späten Nachmittag in Unnas Geschäftsstraßen umher. Über so viel Dummheit kann ich heute auch noch nach über 30 Jahren nur mein greises Haupt schütteln. Offensichtlich war ich mir ganz sicher, dass ich gut durchkommen würde. Wir – Beate, Manfred und ich – hatten drei Betreuer: Max Petereit, Werner Leuschner und Walter Reißner, alles Lauffreunde, mit denen wir das ganze Jahr über auf diesen Start in Unna trainiert hatten, vom 1.1. bis Ende August über 3.000 km. Auch für sie war es Schwerstarbeit, uns an vom Veranstalter vorgesehenen Stationen mit allem Nötigen, also Getränke, leichte Kost und später mit frischer Kleidung zu versorgen – immer mit positiver Energie.

Als es dann endlich um 20:00 Uhr losging, die 100 km durch den Kreis Unna, waren wir drei eine verschworene Gemeinschaft. Manfred hatte das sicherste Tempogefühl und war Chef. Natürlich hatte

jeder seine eigenen Gedanken, horchte in sich hinein. Es lief gut. Bis Kilometer 55, so war unser Plan, bleiben wir zusammen, dann sollte jeder sein eigenes Tempo laufen.

So kam es dann auch, Manfred verschärfte das Tempo und ich musste abreißen lassen, eine längere Geh-Pause einlegen. Mein Betreuer Max half mir über diese Schwächephase hinweg und begleitete mich bis Kilometer 75. Frauen und Männer vom DRK standen bereit, man konnte sich massieren lassen und von Kuchen über Cola, Kaffee und Malzbier alles gierig einfahren. Die Silbermedaille war sicher, Gedanken ans Aussteigen, der zwischenzeitlich sicher vorhanden war, erledigt. Max begleitete mich weiter und ich erzählte ihm die Geschichte von Anatevka.

Noch immer war unser Ziel, unter 10 Stunden zu laufen, im Bereich des Möglichen. Und tatsächlich, wir blieben unter der begehrten 10-Stunden-Marke.

Hatte ich Schmerzen? Eigentlich tat mir alles weh. Unmittelbar nach dem Zieleinlauf war ich mir sicher, nie wieder bei einem „Hunderter" zu starten. Kurze Zeit später, wie das Foto zeigt, schon wieder Darsteller, spielte ich den „Erschöpften". Es war kurz nach sechs, das gesamte Team, alle Betreuer, Manfred und Beate waren ja eine halbe Stunde vor mir im Ziel, feierten. Wir hatten etwas ganz Großartiges vollbracht. In meinem ganzen weiteren Leben habe ich immer von dieser Leistung profitiert: Man schafft alles, wenn man will. Nachdem wir unsere Urkunden in Empfang genommen hatten, wohl auch geduscht, fuhren wir aufgekratzt Richtung Heimat und saßen gegen 10:00 Uhr in der Leinerandstraße an einem reich gedeckten Frühstückstisch. Die Mission Unna, die am 1. Januar startete, war am 2. September erfolgreich beendet.

Im Januar 85 sprach keiner vom „Hunderter" in Unna, aber unausgesprochen hatten wir alle drei die Wunschvorstellung, noch einmal diesen Kampf gegen die Strecke anzugehen. Ab März war klar, dass wir uns mit dem Gedanken, am ersten Wochenende im September 1985 in Unna zu starten, befreundeten, unser Training einschließlich der geplanten Marathonläufe zielte genau darauf hin.

Der 2. Hunderter, Erinnerungen an eine erfolgreiche Teilnahme.

Schon fast selbstverständlich boten sich die bewährten Laufkollegen wie im letzten Jahr zu unterstützen. Mein alter Lauffreund Reinhard Schlenk kam dazu und wurde mein Hauptbetreuer. Diesmal reisten wir mit drei Autos am gleichen Tag an. Die Namen der Orte auf der Strecke genauestens eingeprägt, wussten wir, was uns erwartete. In der Rückbesinnung auf die Geschehnisse des letzten Jahres musste ich feststellen, dass ich kaum etwas von der Umwelt wahrgenommen hatte. Diesmal sollte es anders sein. Viele Orte, ihre Namen, die von der Strecke berührt wurden, blieben in Erinnerung. Besonders natürlich die Punkte, wo meine Kräfte aufgefrischt wurden, quasi von Verpflegungsstation zu Verpflegungsstationen ein Etappenrennen.

Hat man Unna verlassen und mit Oberdicke den höchsten Punkt der Strecke (immerhin sind hier auf

8 km knapp 100 m Höhendifferenz zu überwinden) hinter sich gelassen und danach Holzwickede, sind die ersten 10 km geschafft, 4,50 Min. pro km, perfektes Tempo. Es geht blendend, erste Verpflegungsstation, kaum Durst, einfach weiter. Nur die Kilometer im Auge und kaum einen Blick und Gedanken an den Ort verschwendet, herrlich liegt das Schwimmbad „Schöne Flöte". Nur, wer nimmt es war? Durch Massen, mir bekannt aus den Nachrichtensendungen Umsiedler Durchgangswohnheim, geht's weiter nach Kamen-Methler, die zweiten 10 km werden abgehakt, der nächste Verpflegungspunkt im „Heidekrug", wir sind perfekt in der Zeit. Aus dem Heidekrug traten viele Gäste auf die Straße, um die Läufer anzufeuern, war wohl eine Hochzeitsgesellschaft. Weiter. Nächster Ort Kaiserau. Ah ja, hier sitzt der Westfälische Fußball- und Leichtathletikverband. Über die A2, ruhiger Samstagabend-Verkehr, hinein nach Oberaden mit der Kreuzung der B 61, Feuerwehr, Blaulicht, Polizei. Großartig organisiert, damit wir laufen können. Bergkamen wird erreicht. Das 30-km-Schild und der Blick zur Uhr, eigentlich wollte ich das Ding gar nicht beachten, aber man kann es nicht lassen. Erster Stempel auf die Startnummer, es soll ja Abkürzungen geben, daher Kontrollen ohne Ankündigung! Rotkreuzhelfer mit Getränken, jetzt gibt's nicht viel zu sehen und man horcht in sich hinein. Welche Gedanken gehen einem auf diesen endlosen Kilometern durch den Kopf, aber schon sind wir in Bergkamen Ortsteil-Rühmte, wo einem die Versorgungsstelle recht gelegen kommt. Jetzt muss man schon mehr Gebrauch davon machen. Hinaus gehts danach zur Brücke über den Datteln-Hamm-Kanal, der von Hamm kommend, in Datteln auf den Dortmund-Ems-Kanal-trifft. Ich und „Geografie", aber heute bin ich im Bilde! Denn gleich geht's weiter, vor Werne wird noch die Lippe überquert, auf ihrem Weg vom ostwestfälischen Egge-Gebirge zum Rhein. Für uns Läufer ist in Werne nur die 40-km-Marke und eine weitere Verpflegungsstelle von Interesse, die Nachtstunden lassen einen auch kaum etwas wahrnehmen, obwohl die Stadt von einer schönen Grünzone durchzogen ist, schon fast das Tor zum Münsterland bildet. Wir sind gut in der Zeit, sagt Manfred. Wenn hier über 20 % aller aufgegebenen Teilnehmer den Lauf beenden, so liegt es wohl am Marathonpunkt, der nach Ortsende von Werne erreicht wird. Mein Betreuer Reinhard hat, wie verabredet, frische Klamotten, ein paar beruhigende Worte und den dritten Halben Malzbier für mich, rechtzeitig, damit die beiden einzig wichtigen Faktoren, Zucker und Wasser stimmen. Stimmt mein Laufstil noch? Komme ich schwer in Tritt, spüre, dass Manfred und Beate das Tempo verschärfen. Sie haben beide viel vor: Beate soll die Frauenklasse gewinnen und Manfred möchte klar unter 9 Stunden bleiben. Bei Kilometer 55 muss ich abreißen lassen, früher als geplant. Aber ich bin nicht allein, um mich rum ca. fünf Läufer, die allesamt zu kämpfen haben. Dennoch wird geflachst.
An einem Haltestellenunterstand stehen sie immer, die Helfer vom DRK, unermüdlich und freundlich, hier wie an allen anderen Stellen. Kurz versorgt und weiter, denn die 60 km müssen gleich fallen. Schon sind sie vorbei, auf schmalen Feldwegen jetzt und sogar quer über einen Bauernhof von zwei Stalllaternen beleuchtet. Die Bewohner haben heute

Sonntagsruh. Könnte ich jetzt eine Mütze Schlaf gebrauchen? Weiter, Bahnlinie Unna-Hamm passiert, diesmal noch keine geschlossene Schranke erlebt, ganz im Gegensatz zum letzten Jahr, daran erinnere ich mich plötzlich. Die Schule in Bönen, Km 75, sieht man von weitem auf einer Anhöhe, weil sie so schön erleuchtet ist. Dort, wie letztes Jahr, eine längere Pause einlegen, es ist 3:15 Uhr, kann ich mir nicht gönnen. Weiterlaufen, nicht rasten, die müden Knochen müssen in Bewegung bleiben. Noch 25 km, also 4 Maschsee-Runden und alle 5 km „nachtanken". Reinhard Schlenk, inzwischen an meiner Seite, läuft wie immer zwei Schritte voraus. Früher hat mich das geärgert, jetzt empfinde ich es als angenehm: er zieht mich! Noch eine Stärkung bei Kilometer 91 und die Aufmunterung einer jungen DRK-Schwester lassen die Müdigkeit vergessen. Beides kann ich gut gebrauchen, ich bin albern und erzähle Witze. Da, die Gaststätte vor der Autobahnbrücke, noch gut 2 km bis zum Ziel. Eine Straße wird von mir wie eine Bergprüfung empfunden, Schlenk schiebt mich, was nicht unangenehm ist. Aufmunterung zum Schlussakkord. Das Herder Stadion. Beifall und im Ziel ein Blick zur Uhr, kurz vor 6.00, wieder unter 10 Stunden geblieben, glücklich und …… geschafft. Dann kam das schönste: 100-km-Duschen.

Der stärkste Muskel ist der Kopf

Wir können nur ruhiger leben, wenn wir uns unserer Geschichte bewusst bleiben.

Der zweite Weltkrieg und die Folgen.

1. Anhang

Mit dem Überfall des Deutschen Reiches auf Polen am 1. September 1939 begann der 2. Weltkrieg als globale kriegerische Auseinandersetzung mit katastrophalen Folgen. Nach anfänglichen Siegen wendete sich bald das Blatt. Ab dem Jahr 1943 befand sich die deutsche Wehrmacht an allen Fronten auf dem Rückzug. Der Vorsprung auf einigen militärtechnischen Gebieten, wie bei Panzern, Flugzeugen (Düsenjäger) und der Raketenentwicklung reichte nicht aus, die quantitative Überlegenheit der Gegner auszugleichen.

Am 2. Februar 1943 kapitulierte die Wehrmacht in Stalingrad. „Für die Deutschen ist der Krieg so gut wie verloren. Die Welt stürzt ein und wir vermögen ihren Zusammenbruch nicht aufzuhalten", schreibt eine Berlinerin in Ihr Tagebuch. Zwei Wochen später, am 18. Februar 1943, hält Propagandaminister Goebbels im Sportpalast an der Potsdamer, nahe der Froben Straße, eine Rede, in der er die Deutschen auf den totalen Krieg einschwören will. Die Rede wird im Rundfunk übertragen und mehrmals wiederholt. Goebbels Botschaft: Deutschland hat die historische Aufgabe, Europa von der bolschewistisch-jüdischen Sklaverei zu schützen. Und die Mittel zum Sieg! „Wollt ihr den totalen Krieg?" – das Volk jubelt und wird unbeirrt ins Verderben geführt. Goebbels Auftritt damals im Sportpalast gilt vielen Menschen als

Nach dem Krieg war es für die Deutschen aber bequem, sich als Opfer von Manipulation darzustellen, konnten sie doch so die Verantwortung abwälzen. Im Sommer 1944 begann sich die militärische Lage in Deutschland dramatisch zu verschlechtern. Die geglückte Invasion der Alliierten1 in der Normandie sowie die Vernichtung der Heeresgruppe Mitte durch die Sowjets verdeutlichten, dass die Wehrmacht keine reelle Chance mehr besaß, das Kriegsglück zu wenden. Etwa 60 Millionen Menschen, darunter 20 – 30 Mill. Zivilisten, verloren ihr Leben in diesem von Hitler-Deutschland begonnenen größten Land-, Luft- und Seekrieg. Eng damit verbunden war der Holocaust, dem weitere 6 Millionen Menschen zum Opfer fielen, Deportation, Massen-Vernichtungslager, Zwangsarbeit, Verschleppung.

2. Anhang

1945 Niederlage und Befreiung. Am 8. Mai 1945 musste Deutschland bedingungslos kapitulieren. Das Land lag in Schutt und Asche und wurde von den Alliierten, die den Weg der Deutschen zur Demokratie freigekämpft hatten, zweigeteilt in Ost- und Westdeutschland. Und in 4 Besatzungszonen, aus denen später die Bundesrepublik und die DDR wurden.

3. Anhang

Die Macht der Braunen und wie es dazu kam. Auf den Straßen begegneten die Leute Männern in braunen Uniformen, überwiegend einfache Menschen, die sich plötzlich mächtig fühlten und das auch waren. Die Kinder merkten das spätestens, wenn sie beim Spielen auf der Straße unangenehm aufgefallen waren, dann nahm man ihnen einfach die Rollschuhe oder den Ball weg. Glück, wenn Mutter sie später wieder beim Blockleiter abholen konnte. Die Braunen versammelten sich zu politischen Demonstrationen auf Lastwagen mit offener Ladefläche, machten strenge Gesichter und hatten fast immer weiße Tücher auf die Holzumrandung genagelt, mit Sprüchen gegen Juden, Zigeuner oder Jesuiten. Wenn Braune auftauchten, schoben die Mütter ihre Kinderwagen oft ein bisschen schneller, als seien sie auf der Flucht. Die Kinder verstanden die Naziparolen nicht, die Erwachsenen manchmal auch nicht. Oder sie wollten sich damit nicht beschäftigen. Eine fremde dumpfe Welt. Es war die Zeit des Befehlens und Gehorchens. Für die normale Bevölkerung die des Gehorsams: Hakenkreuzfahnen im Großdeutschen Reich, die geheime Staatspolizei, kurz Gestapo, die Schutzstaffel SS in schwarzen, die SA, die Sturmabteilung, in braunen Uniformen.

Was an der Front, in Konzentrationslagern und Gefangenlagern oder mit Widerstandskämpfern wie den Geschwistern Scholl geschah – in aller Regel wussten die Familien nicht, was dort wirklich passierte. Oder sie wollten dies alles nicht wissen.

4. Anhang

Feldpost. Während des Zweiten Weltkriegs wurden 28,7 Milliarden Briefe, Kartenpäckchen oder Pakete von der Feldpost befördert. Der größte Teil ging von der Front in die Heimat. Die Feldpost war die einzige Verbindung zwischen den Soldaten und ihren Angehörigen. Jede Nachricht von der Kriegsfront war

ein beruhigendes Lebenszeichen. Die Sendungen der Soldaten waren portofrei. Was in ihren Briefen stand, wurde zum authentischen Zeugnis von Kriegsalltag im krassen Gegensatz zu den Heeresberichten und der offiziellen Propaganda. Meist in der Feldpost: der Wunsch nach einem schnellen Ende des Kriegs und einem Wiedersehen mit den Kindern. Einige Soldaten, so auch mein Vater, hatten ihren Nachwuchs noch gar nicht gesehen.

5. Anhang

Schutt und Asche. Die Trümmer als Spielplatz. Der Krieg war aus. Die kleinen Jungen und Mädchen saßen noch in den Kinderwagen und schauten den Müttern zu, wie sie mit Eimer und Schaufel in Ruinen und Kraterlandschaften zu Werke gingen. Die, die schon sicher auf den Beinen standen, wie ich, packten mit an und stapelten Steine aufeinander, von denen die Mütter bereits den Putz abgeklopft hatten. Viele Männer saßen noch in Kriegsgefangenschaft. Eine neue Vokabel wurde geboren: Trümmer-Frauen,

sie setzten die ersten Akzente für frischen Wind, für Optimismus, für eine neue Blickrichtung nach vorn. Noch im Jahre 1947 hatte der Schweizer Schriftsteller Max Frisch beim Anblick Berlins notiert: „Eine Hügellandschaft von Backstein, darunter die Verschütteten, darüber die glimmenden Sterne, das letzte was dich da berührt sind die Ratten".

Das Gefühl der Deutschen lag zwischen Niederlage, Befreiung und Neubeginn. Max Frisch konnte nicht wissen, dass diese Trümmerlandschaften oft zu ebenso begehrten wie gefährlichen Spielplätzen für die Kinder wurde: Verstecke, Räume und Plätze, die tägliche Entdeckungsreise zu zweit oder in größeren Gruppen, Gendarm oder Bandenkämpfe. Die Trümmerwelt lud zu solchen Spielen förmlich ein.

6. Anhang

Trümmer-Frauen. Die Trümmer Frauen – Markenzeichen der Nachkriegszeit. Für sie wurde das Aufräumen zum Job, sie waren das Markenzeichen für das Nachkriegsdeutschland. Die Trümmer-Frauen, überall in den großen Städten räumten sie auf. In Hamburg, Dresden, Kiel. Allein in Berlin sollen es etwa 260.000 gewesen sein. Das Kontrollratsgesetz Nummer 32 vom 10. Juli 1946 erlaubte die Beschäftigung von Frauen bei Bau- und Entrümpelungsarbeiten und hob damit die Arbeitsschutzbestimmungen für Frauen teilweise auf. Sie arbeiteten für den niedrigsten Stundenlohn 0,72 DM, dafür bekamen sie gegenüber nichtberufstätigen Frauen die besseren Lebensmittelkarten: Kategorie zwei der Schwerarbeit: z. B. 450 g Fett pro Monat gegenüber 210 g für nichttätige Hausfrauen. Die Hilfsarbeiterinnen im Baugewerbe klopften nicht nur den Putz von den Steinen, sie luden sie auch auf Pferdewagen und den Schutt auf Loren. Nach diesem harten Arbeitstag: Abendbrot mit den Kindern, anschließend zu Bett bringen – meist ohne eine Gute-Nacht-Geschichte .

7. Anhang

Das Ende. Der Krieg, den Hitler-Deutschland mit dem Überfall auf Polen 1939 begonnen hatte, war zu Ende. Die russische Armee hatte Berlin erobert. Deutschland musste kapitulieren, die Nazi Herrschaft, „das Tausendjährige Reich", war nach 12 Jahren vorbei. Musterbeispiel für Propaganda und Manipulation.

Antony Breevor schildert in seinem Buch über den 2. Weltkrieg die Lage, in der sich unserer Mutter befand, wie folgt:

Die Schlacht um Berlin April-Mai 1945

In der Nacht zum 15. April hörten die an den Seelower Höhen westlich der Oder eingegrabenen deutschen Truppen das Dröhnen von Panzermotoren. Musik und Unheil verkündende deutsche sowjetische Propagandabotschaften, die in maximaler Stärke aus Lautsprechern drangen, konnten die Geräusche der 1. Garde-Panzerarmee nicht übertönen, die die Oder überquerten und in den Brückenkopf einrollten. Der umfasste inzwischen das tiefer liegende Oderbruch, über dessen feuchte Wiesen sich Nebel ausgebreitet hatte. Insgesamt standen neun Armeen von Marschall l Schukows 1. Weißrussische Front zwischen dem Hohenzollernkanal im Norden und Frankfurt an der Oder im Süden zum Angriff bereit. General Tschuikows 8. Gardearmee hatte mit einem Angriff am Tag zuvor die 20. deutsche Panzerkernenergie-Division zurückgedrängt und damit den Brückenkopf erweitert.

Als Hitler dies gemeldet wurde, geriet er so in Zorn, dass er befahl, den Angehörigen der Division sämtliche Medaillen abzuerkennen, bis sie das verlorene Terrain zurückerobert hätten. Tschuikow war aus einem ganz anderen Grund verärgert. Er hatte gehört, dass Marschall Schukow in der Nacht zum 16. April seine Kommandostelle auf dem Reitweiner Sporn übernehmen werde, weil man von dort die beste Sicht auf das Oderbruch und die Seelower Höhen hatte. Seit Tschuikows scharfer Kritik daran, dass man nicht bereits Anfang Februar den Sturm auf Berlin begonnen hatte, war das Verhältnis zwischen den beiden Kommandeuren deutlich schlechter geworden. Mehr als 80 km südlich von Schukows linker Flanke stand Marschall Konews 1. Ukrainer Front mit sieben Armeen an der Neiße bereit. Deren Politik-Verwaltung hatte eine Botschaft harter Vergeltung ausgegeben: kein Erbarmen. Sie haben Wind gesät und werden jetzt Sturm ernten.

Deutsche Offiziere waren über den Unmut in den eigenen Reihen besorgt. Entsetzt mussten sie erleben, dass junge Soldaten bei Aufrufen aus sowjetischen Lautsprechern, sich zu ergeben, zurückriefen, ob man sie nach Sibirien schicken werde, wenn sie die Waffen niederlegten. Offiziere der vierten deutschen Panzerarmee, die Konews Truppen an der Neiße gegenüberstand, sammelten weiße Taschentücher ein, damit diese nicht als Symbol der Kapitulation benutzt werden konnten. Männer, die sich zu verstecken oder zu desertieren versuchten, wurden ins Niemandsland getrieben, um dort Gräben auszuheben. Viele Kommandeure griffen auch zu

verzweifelten Lügen. Sie behaupteten, Tausende Panzer seien zu ihrer Unterstützung unterwegs, neue Wunderwaffen werden gegen den Feind eingesetzt, und die Westalliierten seien drauf und dran, gemeinsam mit ihnen gegen die Bolschewiken zu kämpfen. Niederen Offizieren wurde befohlen, Ihnen unterstellte Männer, die schwankten, ohne Erbarmen zu erschießen. Wenn Ihnen alle Soldaten wegliefen, sollten sie am besten die Waffen gegen sich selbst richten.

Der Rückzug der Deutschen von der Oderfront nach Berlin wurde durch Tausende Zivilisten schwer behindert, die in Panik vor dem anrückenden Feind zu fliehen suchten. Je näher die Rote Armee kam, desto heftiger tobte das Naziregime seine Mordinstinkte aus. Weitere 30 politische Häftlinge wurden an diesem Tag im Gefängnis Plötzensee enthauptet.

SS-Patrouillen im Stadtzentrum nahmen vermutete Deserteure nicht mehr fest, sondern knüpften sie sofort mit Schildern um den Hals, die sie der Feigheit beschuldigten, an Laternenpfählen auf. Derartige Anklagen seitens der SS waren, gelinde gesagt, Heuchelei. Während sie abtrünnige Soldaten und sogar Mitglieder der Hitlerjugend umbrachte, planten Heinrich Himmler und seine hohen Offiziere von der Waffen-SS insgeheim, ihre Einheiten aus den Kämpfen herauszunehmen und sich mit ihnen nach Dänemark abzusetzen.

Am 19. April zog sich die 9. Armee, inzwischen endgültig in zwei Teile zerfallen, zurück. Frauen und Mädchen in der Gegend, voller Angst vor dem, was sie erwartete, flehten die Soldaten an, sie mitzunehmen.

Die 1. sowjetische Garde-Panzerarmee erreichte, unterstützt von Jukebox 8. Armee auf der Reichsstraße 1 Müncheberg. Während sie den Vororten im Osten und Südosten Berlins zustrebten, begannen Marschall Schukows andere Armeen die deutsche Hauptstadt in nördlicher Richtung zu umgehen. Stalin bestand darauf, sie vollständig einzuschließen. Er wollte sicher sein, dass die Amerikaner selbst bei einem Angriff fünf Minuten vor zwölf nicht hinein gelangen konnten. Amerikanische Truppen zogen an diesem Tag in Leipzig ein und eroberten nach heftigen Kämpfen Nürnberg.

Indessen standen Simpsons Divisionen weiterhin an der Elbe wie Eisenhower es befohlen hatte. In Berlin erwarteten die Menschen die Ankunft der Roten Armee, darauf bereiteten sie sich auf frivole oder tragische Weise vor. Im Hotel Adlon lauschten Personal und Gäste den Einschlägen der Rallye Artilleriegranaten. Im Speisesaal, schrieb ein norwegischer Journalist, waren die wenigen Gäste überwältigt von der Bereitwilligkeit der Kellner, den Wein in Strömen auszuschenken. Es sollte keiner für die Russen übrig bleiben. Väter, die sich zum Volkssturm verabschiedeten, konnten nur noch daran denken, welches Schicksal ihre Familien erwartet hätte. „Es ist alles vorbei, mein Kind", sagte einer zu seiner Tochter und

gab ihr seine Pistole: „versprich mir, wenn die Russen kommen, erschießt du dich". Damit küsste er sie und ging. Andere töteten Frau, Kinder und anschließend sich selbst.

Als am 8. Mai 1945 das „Deutsche Reich" kapitulieren musste, endet zumindest in Europa der Zweite Weltkrieg, der 60 Millionen Menschen das Leben gekostet hat. Die Zahl der Verwundeten und Vertriebenen war noch wesentlich höher. Die Berliner Garnison hatte bereits am 2. Mai kapituliert. Unsere Mutter Lisa hatte uns Kinder mit ungeheurem Einsatz und Lebenswillen durch den Krieg gebracht: eine große menschliche Leistung.

Danke

Danke sagt man, wenn man etwas erhalten hat – und ich habe außerordentlich viel erhalten: ich durfte einen wunderbaren Beruf ergreifen und ausüben, ich erlebte Höhen und Tiefen, die das Leben ausmachen, ich habe „Bäume" gepflanzt und das Glück einer tollen Familie genossen – sonst hätte ich diese Erinnerungen nicht aufschreiben können.

Ich habe aber auch bei der Erstellung dieses Buches viel Hilfe bekommen und Verständnis erfahren für die Zeiten, die ich mir dafür an anderer Stelle „gestohlen" habe. Und ohne die Hilfe meiner Gabriele hätte ich meine Erinnerungen wohl nicht in diese Form bringen können. Aber das Buch wäre nie zustande gekommen, wenn nicht mein Freund Ernst mit unermüdlichem Einsatz über Monate hinweg seine ganzen Erfahrungen mit viel Geduld eingebracht hätte. Danke, Ernst!

Nicht zuletzt danke ich allen im Voraus, die meinem „Nu is jenuch" Aufmerksamkeit schenken.

H. M.

Nachtrag: Die meiste Zeit meines Lebens habe ich in Hannover verbracht. Darüber möchte ich in „Nu is jenuch" Teil 2 schreiben.

© Copyright bei Heinz Maraun · Eigenverlag 2019
Texte, Bilder Heinz Maraun
Cover, Gestaltung Ernst-D. Schrader
Druck und Verarbeitung online-druck.biz
Alle Rechte vorbehalten.
Das Buch und seine Vorlagen sind urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung oder gewerbliche Nutzung der Vorlagen und Abbildungen ist verboten und nur mit schriftlicher Genehmigung des Verfassers gestattet.
Dies gilt insbesondere für die Nutzung, Vervielfältigung und Speicherung in elektronischen Systemen und auf Datenträgern. Es ist deshalb nicht erlaubt, Abbildungen und Bildvorlagen dieses Buches zu scannen, in elektronischen Systemen oder auf Datenträgern zu speichern oder innerhalb dieser zu manipulieren.

„Nu is jenuch“

Erinnerungen · Heinz Marcuse